

nunu

Künstliche Befruchtung, Stammzellenforschung,
Abtreibung – Was darf man als Jude? • Im Gespräch:
Der Mann, der den Tel Aviv Beach in Wien erfand •
Die Juden von Simmering • Antisemitismus in Ungarn

Ausgabe Nr. 36 (2/2009)

Tammus 5769

€ 3,-

www.nunu.at



Susanne Scholl

Strache & Co: Warum die Moskau-Korrespondentin des ORF Sorge hat, nach Wien zurückzukehren



Trotzt dem Boulevard.
Wirkt abweisend gegen Schlagzeilen-Journalismus.
Hält auch politischem Gegenwind stand.



3 Wochen gratis lesen: derStandard.at/Abo oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leserinnen



Liebe Leserin, lieber Leser!

jedes NU entsteht unter besonderen Bedingungen, die uns im Zuge unserer Produktion beschäftigen. Manchmal sind sie erfreulich, manchmal ärgerlich – und manchmal fehlen einem schlicht die Worte, um sie zu beschreiben.

Bei unserer Sommernummer, der 36. Ausgabe, war es nicht viel anders. Beginnen wir mit dem erfreulichen: Der Kreis der NU-Verehrer ist seit 8. Mai um eine Person reicher. Sie heißt Bruno Tóth, ist mein Sohn, und derzeit zwar noch zu winzig, um unser Magazin zu verstehen, war dafür aber schon ganz intensiv bei der ersten Produktion dabei und erwies sich – zum Glück für alle Beteiligten! – als rücksichtsvoller und flexibler Mitarbeiter.

Erfreulich ist auch, dass unsere Redaktion nicht müde wird, sich neue Schwerpunkte und Kolumnen auszudenken, um Sie zu unterhalten, begeistern oder schlicht zu informieren. Als Lieferant von Aphorismen und Anekdoten für das Ressort „Humoriges“ ist Herausgeber Erwin Javor inzwischen – gemeinsam mit Chefredakteur Peter Menasse – hinlänglich bekannt. Wer NU gerne von hinten zu lesen beginnt, dort, wo deren „Dajgezzen & Chochmezzzen“ steht, findet ab sofort einen weiteren Fixpunkt im Blatt. Javor hat sich eine Kolumne mit dem Titel „Mammeloschn“ ausgedacht, in der er sich den Besonderheiten des Jiddischen widmet.

Weil Sprache und Kultur untrennbar ineinander verwoben sind, lesen Sie Javors Brevier am Ende unseres Kulturteils. Gleich danach finden Sie auch Helene Maimanns Esskulturseite „Milchig & Fleischig“, die wie erwartet großes Leserinteresse und auch einigen fachlichen Widerspruch hervorgerufen hat. Wie kann es bei Rezepten anders sein?

Auch beim Ausdenken von Schwerpunkten und Serien sind wir fleißig. Zum Standard gehört inzwischen unsere Serie über jüdische Museen. Thomas Schmidinger und Mary Kreutzer liefern den – wir sagen es mit Stolz – zehnten Teil. Sie besuchten das kleine, aber deswegen nicht weniger interessante jüdische Museum in Barcelona. In dieser Ausgabe finden Sie auch den zweiten Teil von Peter Menasses Besuch bei traditionellen, jüdischen Handwerkern in Wien. Diesmal war er beim Hutmacher Shmuel Shapira zu Gast.

Ein großes Projekt hat sich Martin Engelberg vorgenommen. Er ist NU-Stammlesern als ausgezeichnete Kenner des Judentums

bereits bekannt. Schon einmal hat er sich in einer Serie mit der bunten Welt der Rabbiner Wiens auseinandergesetzt (nachzulesen auf www.nunu.at). Nun beschäftigt er sich mit den großen, kontroversiellen Fragen, die sich für das Judentum stellen. Abtreibung? Künstliche Befruchtung? Embryonalforschung? Welche Antworten die maßgeblichen Rabbiner darauf haben, erfahren Sie ab Seite 36.

Und nun zu den weniger erfreulichen Dingen, für die einem mitunter die Worte fehlen. Der Zugewinne Heinz-Christian Straches bei den EU-Wahlen und der schrille Antisemitismus, mit dem er seine Kampagne geführt hat, stimmen uns natürlich nachdenklich. Wir nähern uns dem Thema, in dem wir einen Blick über die Grenze nach Ungarn wagen und uns die noch weit schlimmere politische Situation dort angeschaut haben. Aber auch die beiden großen Gespräche, die Danielle Spera mit der scheidenden Russlandexpertin des ORF, Susanne Scholl, und – gemeinsam mit Peter Menasse – mit Guy Feldman, dem stellvertretenden Missionschef der israelischen Botschaft, geführt hat, kommen am Thema politischer Antisemitismus nicht vorbei.

Mit unserer Heimatstadt Wien beschäftigen wir uns in drei Artikeln. Rainer Nowak fragte nach, wie die Zukunft des Jewish Welcome Service ausschaut, und recherchierte, wie es um die Finanzierung des jüdischen Campus im zweiten Bezirk steht. Sophie Lillie rezensiert ein lesenswertes Buch, das das jüdische Simmering dokumentiert.

Und wer bei all den Namen jetzt den Überblick verloren hat, dem sei ab sofort geholfen. Auf der vorletzten Seite finden unsere Leserinnen und Leser nun ein Verzeichnis der Autoren samt Foto und einem kurzen Text zur Person. Damit Sie genau wissen, wer sich vier Mal im Jahr bemüht, Ihnen spannenden und informativen Lesestoff zu liefern. Über Spenden freuen wir uns! BA-CA (BLZ 12000), Nummer 08573 923 300.

Viel Spaß beim Lesen und einen erholsamen Sommer wünscht Ihnen

Barbara Tóth
Stellvertretende Chefredakteurin

Zuschriften an office@nunu.at oder Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum: 1011 Wien, Postfach 1479



UNS FREUT ...

... der Erfolg von NU-Autorin und Provenienzforscherin Sophie Lillie. Ihren akribischen Recherchen ist es zu verdanken, dass es nach einem dreijährigen Verfahren um die Rückgabe des Bildnisses „Ria Munk III“ von Gustav Klimt aus den Beständen des Lentos Museums im Mai zur Restitution des Gemäldes an die Erben nach Aranka Munk kam. Nach einer Odyssee von über sechzig Jahren kehrt das Bild damit zu seinen rechtmäßigen Eigentümern zurück.

Bei dem Gemälde „Ria Munk III“ handelt es sich um das posthume Porträt von Aranka Munks Tochter Maria – von ihren Eltern „Mitzi“ und von ihrer Schwester „Ria“ genannt. Aranka Munk, geborene Pulitzer, gehörte zu einer einflussreichen österreichisch-ungarischen Familie, die sich als Kunstsammler und Mäzene engagierte. Besonders förderte die Familie Gustav Klimt. Bereits 1888 wurden Aranka Munk und ihr Mann Alexander mit anderen Familienmitgliedern auf dem Klimt-Gemälde „Zuschauerraum im alten Burgtheater“ verewigt. Aranka Munks Schwester Serena Lederer war die Eigentümerin der größten Privatsammlung von Klimt-Werken; die meisten dieser Bilder

wurden in den letzten Kriegstagen von den Nationalsozialisten zerstört.

Wer mehr über Lillies Arbeit wissen will, kann in ihrem Standardwerk „Was einmal war“ nachlesen. Es ist seit Kurzem wieder beim Czernin Verlag erhältlich (office@czernin-verlag.com, Tel.: +43-1-403 35 63-11, Fax: +43-1-403 35 63-15)

Sophie Lillie
WAS EINMAL WAR
 Handbuch der enteigneten
 Kunstsammlungen Wiens
 Vienna: Czernin, 2003
 1440 pp., 350 ill.
 ISBN 978-3-7076-0049-0
 Hardcover Edition € 69,-

UNS ÄRGERT ...

... der unausgesprochene Antisemitismus an der Kritik der Aussagen des US-Nobelpreisträgers und „New York Times“-Kolumnisten Paul Krugman. Krugman hatte ausgesprochen, was heimische Politiker nicht hören wollen: dass die österreichischen Banken mit



Gar nicht einer Meinung:
 Nobelpreisträger Krugman und
 Finanzminister Pröll

ihrem Engagement in Osteuropa ein beachtliches Risiko eingegangen sind, das Österreichs Staatshaushalt gefährden könnte. „Die österreichischen Kredite für Osteuropa sind unvergleichlich höher als die aller anderen Länder, und das bedeutet ein ernstes Risiko, wenn man bedenkt, dass diese Region derzeit die Mutter aller Währungskrisen durchmacht“, lautete seine Analyse Mitte April. „Das ist glatt falsch und völlig unangebracht. Ich empfehle selbst auch Nobelpreisträgern, dass sie sich, bevor sie solche Aussagen tätigen, mit der realen Situation, mit den Daten und Fakten auseinandersetzen“, lautete Finanzminister Josef Prölls Replik. Wieder einmal gehe es um „Österreich-Bashin“. Das Wörtchen „Ostküste“ hatte er sich gerade noch verkneifen können.

UNS WUNDERT

... dass die Stadt Wien nach wie vor nichts unternimmt, um die Arnezhofer-Gasse im 2. Bezirk umzubenennen. Obwohl Bürgermeister Michael Häupl angekündigt hatte, den Namen des bekannten Antisemiten aus dem Stadtbild verschwinden zu lassen. Johann Ignaz Arnezhofer war Kommissar zur Ordnung israelitischer Angelegenheiten nach Schließung des Leopoldstädter Ghettos. Er hat sich 1670 bei der Vertreibung der Juden von der „Insel am Wird“ hervorgetan. „Wenn so etwas vorgefallen ist, und wenn sie auch nur geistige Helfershelfer waren, dann gehört das geändert“, sagte Häupl zu NU vor einem Jahr. Auf die Frage, ob er mit Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny darüber reden werde, meinte Häupl: „Ja selbstverständlich. Ich will hier nicht sofort und aus dem Bauch heraus entscheiden, aber ich werde mir die Sache auf jeden Fall anschauen.“ NU fragte im Büro des Bürgermeisters an, die Antwort blieb aus.



FOTO ©: PETER RICAUD

SEITE 9

EDITORIAL 3

MEMOS 4

AKTUELL

AM COVER: SUSANNE SCHOLL 6
Die langjährige Moskau-Korrespondentin über Antisemitismus in Russland, Österreich und ihre jüdische Familiengeschichte
Von Danielle Spera

JEWISH WELCOME SERVICE 12
Wie sich das Projekt nach dem Tod Leon Zelmans weiterentwickeln soll
Von Rainer Nowak

DER TEL AVIV BEACH ERFINDER 9
NU sprach mit dem stellvertretenden Missionschef der israelischen Botschaft, Guy Feldmann
Von Danielle Spera und Peter Menasse

WIEN

AUF GELDSUCHE 18
Der Jüdische Campus sucht nach Sponsoren
Von Rainer Nowak



FOTO ©: PETER RICAUD

SEITE 34

SERIE JÜDISCHES HANDWERK 21
Zweiter Teil: Der Hutmacher Shmuel Shapira
Von Peter Menasse

KULTUR

DAS JÜDISCHE SIMMERING 24
Ein neues Buch dokumentiert die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Simmering
Von Sophie Lillie

SERIE JÜDISCHE MUSEEN 28
Das jüdische Museum in Barcelona
Von Mary Kreutzer und Thomas Schmidinger

MILCHIG & FLEISCHIG 31
Die Geheimnisse hinter dem Bagel
Von Helene Maimann

MAMMELOSCHN 33
Die neue NU-Kolumne übers Jiddische. Erster Teil: Barches oder Challah
Von Erwin Javor

WELT

ANGST IN BUDAPEST 34
Warum bleiben Attacken auf Juden und Roma in Ungarn unwidersprochen?
Von Barbara Tóth



FOTO ©: ARCHIV

SEITE 36

GLAUBENSFRAGEN 36
Künstliche Befruchtung, Stammzellenforschung: An welche Glaubensinstanz wenden sich Juden?
Von Martin Engelberg

EIN SUCHBILD AUF JIDDISCH 41
Von Michaela Spiegel

ALLTAGSGESCHICHTEN 42
Das dritte Thema
Von Erwin Javor

KOMMENTAR 43
Martin Graf und die Koalition der Vergesslichen
Von Martin Engelberg

DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN 45
Von Peter Menasse und Erwin Javor

IN EIGENER SACHE 46
NU in den Medien, Leserbrief, Errata und ein Verzeichnis unserer Autoren

IMPRESSUM 48

office@nunu.at

www.nunu.at

Die Wurstsemmel zu Yom Kippur

Sie ist das ORF-Gesicht in Moskau. Susanne Scholl – aus dem Korrespondenten-Netz des ORF nicht wegzudenken. Dennoch steht jetzt der Abschied bevor.

Wie hat sie Russland erlebt, wie das jüdische Leben in Moskau?

Wie war ihr Erwachsenwerden als jüdisches Mädchen in einer kommunistischen Familie in Wien und was ist ihr Lebensraum?

EIN GESPRÄCH MIT DANIELLE SPERA (INTERVIEW) UND JACQUELINE GODANY (FOTOS)

NU: Sie sind in Wien geboren, haben in Rom studiert, lange in Deutschland gearbeitet, den Großteil Ihres Lebens in Moskau verbracht, wo sind Sie zu Hause?

Scholl: Das ist die schönste Frage: Ich fühle mich dort zu Hause, wo meine Freunde sind und die sind auf der ganzen Welt verteilt. Natürlich fühlt man sich auch dort zu Hause, wo man die Sprache perfekt beherrscht, vor allem, wenn man so eng mit der Sprache arbeitet wie wir. Da fühle ich mich natürlich in erster Linie in Österreich zu Hause, auch vom kulturellen Hintergrund. Ich fühle mich aber auch im Russischen und in der italienischen Sprache zu Hause, da ich beide wie meine Muttersprache spreche.

Wie beeinflusst das das Denken, das Träumen, träumen Sie auf Russisch?

Manchmal denke ich in einem Gemisch, meistens aber in Deutsch. Wenn ich in Moskau unterwegs bin, denke ich russisch. Es ist lustig, in Russland träume ich russisch, in Italien italienisch und hier deutsch.

All das ist ja kein Zufall, Sie kommen aus einer weitverzweigten jü-



Wo sind Sie zu Hause? Danielle Spera im Gespräch mit Susanne Scholl

dischen Familie, Ihre Eltern waren in der englischen Emigration.

Meine Eltern sind zwar Juden. Sie sind nicht nur Agnostiker, sondern vor allem Kommunisten gewesen. Mein Vater hat sein Judentum fast abgelehnt. Er meinte, er will nicht die Definition der Nazis übernehmen. Er war nicht gläubig, er war Kommunist und daher hat er sich nicht als Jude betrachtet. Das war ein großer Streitpunkt zwischen uns. Als ich als junges Mädchen öfter Alpträume hatte, dass uns die Nazis holen kommen,

habe ich ihm gesagt, dass das etwas ist, das wir nicht verleugnen können, auch wenn wir nicht religiös sind.

Woher kam diese Ablehnung seines Judentums?

Mein Vater stammte aus einer total assimilierten Familie, er ist getauft worden. Im Gegensatz zu meiner Mutter, sie kam aus einer sozialistischen Familie, ihr weiteres Umfeld, vor allem ihre Großmutter, war sehr religiös. Von dort kam das Wissen über die Traditionen des Judentums.



Erinnerungen: Scholl als Kind, ihr Vater Friedl, der – anders als ihre Mutter – aus einer großbürgerlichen Familie stammte, und mit ihrer Mutter Thea und ihren beiden Kinder, die „viel bewusster als Juden leben“ als ihre Mutter

Wo haben sich die Eltern dann getroffen?

Meine Eltern haben sich in der Emigration kennengelernt, hier in Wien hätten sie sich nie getroffen. Meine Mutter kam von der „Mazsesinsel“ im zweiten Bezirk, mein Vater aus Pötzleinsdorf, sozusagen „Lumpenproletariat meets Großbürgertum“. Meine Mutter stammte aus einer Eisenbahnerfamilie, also nicht richtiges Lumpenproletariat, aber sie haben unter unbeschreiblichen Bedingungen gelebt. Vater, Mutter und vier Töchter in einer winzigen Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnung. Mein Vater dagegen ist in einer Villa in Pötzleinsdorf aufgewachsen.

Kennengelernt haben sie sich in der englischen Emigration, im Austrian Center, dem Mittelpunkt der – wie man so schön gesagt hat – kommunistischen Konspiration in Großbritannien. Meiner Mutter war das gar nicht so bewusst, meinem Vater schon, denn er hatte ja schon in Wien mit dieser Partei zusammengearbeitet. Meine Mutter hat sich dort als Kellnerin ihr Geld verdient. Die Geschichte, wie sie sich kennengelernt haben, ist eigentlich filmreif. Er hat sich bei ihr ein Gulasch bestellt, sie war aber so müde, da hat er sie eingeladen, sich zu ihm zu setzen. Der Trauzeuge bei der Hochzeit hat dann immer erzählt: „Der Friedl hat die Thea nur geheiratet, damit er endlich zu seinem Gulasch kommt.“

Warum sind die Eltern nach Österreich zurückgekommen?

Meine Eltern sind sehr früh, schon 1947, zurückgekommen, mit der festen Überzeugung, in Österreich den Kommunismus aufzubauen. Das ist auch zu einem Running Gag geworden, denn ich habe immer gesagt, Gott sei Dank ist es ihnen nicht gelungen. Ich glaube auch, dass meine Eltern nach Österreich zurückgekehrt sind, weil sie wissen wollten, was aus ihren Familien geworden ist. Mein Vater wusste schon früh, dass seine



Eltern umgekommen sind, meine Mutter hat erst in Wien die traurige Wahrheit erfahren.

Sie haben nicht überlebt?

Ihre Eltern sind nach Minsk deportiert worden. Ich war erst vor Kurzem dort und habe den Ort besucht, an dem sie erschossen worden sind, jetzt kommen mir noch die Tränen. Dort gibt es nur ein Denkmal, das an die sowjetischen Opfer erinnert. Die Juden, die dort ermordet worden sind, werden mit keinem Wort erwähnt. Das Ganze gleicht einem heruntergekommenen Park mit Zigarettenstummeln und zerbrochenen Bierflaschen auf dem Boden. Die Menschen gehen achtlos über diesen Boden, unter dem hunderte Ermordete liegen. Ich habe nicht einmal einen Stein hinlegen können. Es ist so unwürdig.

Sie haben erzählt, dass Sie von den Nazis geträumt haben, hatten Sie antisemitische Erlebnisse in der Kindheit, in der Schule, als Jugendliche?

In der Schule nicht, ich war ja in der Stubenbastei, dort waren damals die Hälfte der Kinder Juden. Aber zum Beispiel am Skikurs, da ist einer der Ortsansässigen zu uns gekommen und hat, als wir laut waren, gerufen: „Na, da geht's zu wie in einer Judenschule!“ Keiner unserer Lehrer hat ihn zurechtgewiesen. Oder einmal, als ich mit meiner Mutter im Taxi gefahren bin und der Taxler hat ständig über den „Saujuden Kreisky“ geschimpft. Da hat meine Mutter sehr komisch reagiert. Sie hat kein Wort gesagt, ihm beim Aussteigen noch ein großzügiges Trinkgeld gegeben und ganz ruhig gesagt: „Wissen Sie, ich bin auch Jüdin.“ Da ist er dagestanden wie ein begossener Pudel.

Wie haben Sie reagiert?

Ich weiß, dass ich in ähnlichen Situationen lange Zeit geschwiegen habe. Ich habe lange gebraucht, bis ich gesagt habe: Ja, ich bin Jüdin und ich

„Ich habe lange gebraucht, bis ich gesagt habe:
Ja, ich bin Jüdin und ich lasse mir das nicht mehr gefallen.“

lasse mir das nicht mehr gefallen. Es kamen ja immer wieder solche Aussagen, eine halb angezündete Zigarette wurde „Jud“ genannt. Ich hatte aber nicht den Mut aufzustehen und etwas zu sagen. Allerdings bin ich in einer Situation aufgewachsen, wo wir mit solchen Dingen ganz selten konfrontiert worden sind. Unser gesamter Freundeskreis war jüdisch-kommunistisch, die Nichtjuden kann ich an einer Hand abzählen.

Wie geht es Ihnen jetzt angesichts der Ereignisse in Österreich?

Ganz schlecht! Bisher hatte ich das Gefühl, ich kann das aus der Distanz beobachten, aber jetzt, da meine Rückkehr nach Wien vor der Tür steht, kann ich sehr schlecht damit umgehen. Ich mache mir große Sorgen, weil es sich plötzlich so häuft. Andererseits gibt es auch eine starke Gegenbewegung von Menschen, die sagen, das kann man nicht so stehen lassen. Denken Sie nur an die Petitionen, die den Rücktritt von Martin Graf als Parlamentspräsident fordern. Das hat mich wirklich gefreut. Also, die Ablehnungsfront ist da. Trotzdem: Dass diese Dinge passieren, unter Schülern, unter Jugendlichen, das finde ich sehr bedenklich, was mich besonders irritiert, ist die Hilflosigkeit, mit der man diesen Dingen gegenübersteht. Jetzt müsste man aufschreien! Was man tun muss, ist den Leuten zu sagen, dass die Versprechen eines Heinz-Christian Strache nie umgesetzt werden, im Gegenteil, sie gefährden unsere Zukunft.

Wie schaut es denn in Russland aus, ist Antisemitismus spürbar?

Ja, eigentlich schon. Wobei sich der Antisemitismus derzeit mit dem generellen Rassismus die Waage hält. Fast noch gefährlicher ist derzeit das anti-kaukasische und das anti-moslemische Klima. Wenn meine tschetschenischen Freundinnen allein in Moskau unterwegs sind, habe ich Angst um sie, oder um die schwarz-



afrikanischen Freunde meiner Kinder. Das ist zum Teil lebensgefährlich, sogar ein zehnjähriges tadschikisches Mädchen ist in Petersburg ermordet worden. Die Rassisten schrecken vor nichts zurück. Alles, was nur in Ansätzen anders ist, ist ein Feindbild. Der Antisemitismus ist allerdings immer allgegenwärtig. Immer wieder bin ich mit Aussagen konfrontiert, dass die Juden alles kaputt machen und nur stehlen würden. Bis hin zu Alexander Solschenizyn, der doch immer als DIE moralische Autorität gegolten hat. Nun, sein letztes Buch – es heißt „200 Jahre gemeinsam“ – ist ein einziges antisemitisches Machwerk. Er hat darin geschrieben, dass an allem Elend in Russland die Juden schuld seien. Während die braven russischen Soldaten gekämpft haben, seien die Juden seelenruhig im Hinterland gesessen. Das ist ungeheuerlich. Es findet auch keiner etwas dabei.

Und die Politik?

Es gibt auch so verlogene Aktionen: Wladimir Putin zündet auf dem Manegeplatz Kerzen auf einer großen Hanukkia an. Gleichzeitig fördern und befördern sie den Antisemitismus aber noch. Genauso wie den Hass auf die Kaukasier, oder die

Tschetschenen. Wenn Putin wörtlich sagt, wir werden die Tschetschenen im Klo hinunterspülen, dann heißt das, alle Schleusen sind geöffnet ... Über die Juden würde er das derzeit nicht sagen, denn sie sind momentan nicht das Feindbild Nummer eins. Das kann sich aber jederzeit ändern.

Wie sehr spielt es eine Rolle, dass einige der sagenumwobenen Oligarchen Juden sind?

Natürlich dienen die paar Oligarchen, die Juden sind, als Vorwand für den Antisemitismus. Das spielt eine große Rolle! Da heißt es immer, das sind die Männer, die das russische Volk ausgeraubt haben. Oligarch ist dann quasi das Synonym für Jude.

Wie sehr ist denn der Fall Michail Chodorkowskis mit antisemitischen Gefühlen verbunden? Kann das auch mit ein Grund dafür sein, dass man in seinem Fall so kategorisch aufstusaltet?

Da ist die einhellige Meinung: Ja, der soll ruhig im Gefängnis bleiben, der diebische Jude, er soll noch mindestens zwanzig Jahre sitzen. Putin trägt allerdings mit Chodorkowski eine Privatfehde aus. Es hat aber natürlich auch damit zu tun, dass er den



„Wie es mir angesichts der Ereignisse in Österreich geht? Ganz schlecht!“

Juden zeigen möchte, wo ihr Platz ist. Aber auch um deutlich zu sagen, dass sich niemand in die Politik einmischen darf.

Das heißt, da wird ein Exempel statuiert.

Ganz sicher. Es ist der Rachefeldzug Putins, der ihn hasst, weil Chodorkowski das Land demokratisieren wollte. Das kann Putin ganz und gar nicht gebrauchen. Diese politischen Ambitionen will Putin nicht dulden. Aber für die Menschen bleibt über: der Jude Chodorkowski. Es ist immer ein Thema, ob jemand Jude ist oder nicht. In den 1990er Jahren kam ein berühmter Film heraus, in dem thematisiert wurde, dass Lenin eine jüdische Großmutter hatte. Lenin hatte aber auch eine tatarische Großmutter. Thema war aber dann nur die jüdische Großmutter, das heißt, das kommt immer wieder hoch.

Dennoch scheint diese „Gelenkte Demokratie“, wie man diese Bevormundung gern schön umschreibt, bei den Menschen in Russland anzukommen beziehungsweise begehren sie dagegen nicht auf.

Die Menschen in Russland haben resigniert. Man darf nicht vergessen, dass die letzten 20 Jahre für die Russen sehr belastend und deprimierend waren, es hat zwei Kriege mit vielen Toten gegeben. Mit dem Ende der Sowjetunion hatten die Menschen den Eindruck, sie haben ihre Sicherheit verloren, einschließlich ihres Geldes. Sie sind müde. Das Land hat keine Atempause gehabt. Zuerst die Zaren, dann eine ähnliche Leibeigenschaft im Kommunismus, dann das Chaos nach dem Zerfall der Sowjetunion und der Versuch,

in eine demokratische Richtung zu gehen, ohne dass je jemand erklärt hätte, wie das funktionieren soll. Es will zwar keiner zurück, aber es weiß auch keiner, wie es weitergehen soll. Die Stimmung ist, die Politiker sollen mich in Ruhe lassen und ich lasse sie in Ruhe. So als ob die Politik und das Leben zwei verschiedene Dinge wären.

Putin, Medwedew, man hat den Eindruck, dass keiner mehr weiß, wer ist der Präsident, wer der Regierungschef, wer hat tatsächlich die Macht in Händen?

Medwedew ist eine Marionette Putins, Putin sagt, wo es langgeht, es könnte sein, dass Medwedew vor dem Ende seiner Regierungszeit abgelöst wird, das hängt ein bisschen von der Wirtschaftslage ab.

Interessieren sich die Russen überhaupt für Politik?

Sie versuchen, sich so wenig wie möglich dafür zu interessieren. Sie merken, dass das etwas ist, woran sie nicht teilhaben. Die Menschen gehen jetzt nur noch auf die Straße, wenn es um ihr Geldbörstel geht. Jeder Protest wird sehr brutal aufgelöst, auch wenn nur ein paar Dutzend Menschen demonstrieren. Der Repressionsapparat funktioniert ziemlich gut, vor allem in den Provinzen, wo ja ausschließlich Handlanger Putins sitzen.

Wie schaut das jüdische Leben in Moskau aus?

Es gibt wieder ein jüdisches Leben, ich nehme daran aber nicht sehr aktiv teil. Es gibt mehrere funktionierende Synagogen, ein lebendiges jüdisches Zentrum. Das ist zum Teil ganz amüsant, denn es gibt viele Juden, die kei-

ne Ahnung haben: Ich habe zu Yom Kippur ein Mädchen im Tempel beobachtet, das genüsslich während des Gottesdienstes eine fette Wurstsemmel verspeist hat. Der Gottesdienst wird auf Russisch gelesen, denn kaum jemand spricht hebräisch. Es gibt einen schönen jüdischen Chor, da singen, glaube ich, zwei Juden mit, der Rest sind Nichtjuden. Das macht aber nichts, das wird auch locker genommen.

Haben Sie Ihren Kindern etwas „Jüdisches“ weitergegeben?

Meine Kinder und ich feiern als einzige Tradition Chanukka, sonst nichts, da ich nicht religiös bin. Für mich gibt es keine Tradition, bei uns zu Hause ist Weihnachten gefeiert worden und der Krampus gekommen. Das Chanukka-Feiern habe ich eingeführt, das ist uns sozusagen heilig. Früher habe ich zu Yom Kippur gefastet, das kann ich nicht mehr, da ich Diabetes habe. Meine Kinder leben aber sehr bewusst als Juden, sie sagen es ganz laut, sind politisch interessiert, für sie gibt es keinen Zweifel. Was sie von mir mitbekommen haben, ist ein gesundes jüdisches Selbstbewusstsein. Jude sein ist etwas Positives.

Das ist also anders als bei Ihren Eltern?

Das habe ich meinen Kindern mitgegeben, für mich als Kind war Jude sein etwas Gefährliches. Das haben mir meine Eltern von klein auf gesagt: Deine Großeltern sind ermordet worden, weil sie Juden waren. Die Tendenz, das zu verstecken, war natürlich sehr stark da. Keiner von uns, weder ich noch meine Geschwister, hat übrigens einen jüdischen Partner.

„Was mich besonders irritiert, ist die Hilflosigkeit, mit der man diesen Dingen gegenübersteht.“



Das hat sicher auch etwas damit zu tun.

Sie haben sich auch als Autorin einen Namen gemacht, auch mit jüdischen Themen, was inspiriert Sie?

Ich habe eigentlich immer gerne geschrieben. Die ersten Bücher haben sich mit Russland nach dem Zerfall der Sowjetunion befasst. Ich hatte das Gefühl, diesen historischen Moment festhalten zu müssen. Ebenso wie beim Zerfall der DDR. Russland hat mich immer inspiriert, es ist das Land der Geschichten. Man muss jemanden nur antippen, dann bekommt man einen Roman heraus. Dann kam meine Familiengeschichte auf, als meine Mutter einen Briefwechsel zwischen meinem Vater und meinem Großvater gefunden hat. Von Mai 1939, als mein Vater emigriert ist, bis Mai 1940, als mein Großvater auf der Flucht ums Leben gekommen ist. Die Briefe hatte die Kinderfrau meines Vaters aufbewahrt. Sie hat auch meine Tante während des Kriegs bei sich aufgenommen und versteckt. Diese Briefe waren so berührend, da dachte ich, das muss ich veröffentlichen. Allein die Sprache war so schön, mein Großvater war ja Schriftsteller. Mein Vater hat so humorvoll über den Alltag in Großbritannien geschrieben. Es war spannend, wie er seine Erlebnisse in der Emigration beschrieben hat. Und mein Großvater hat den sich steigernden Terror gegen die Juden beschrieben. Wie ihm verboten wurde, sich von seinem eigenen Geld eine Schreibmaschine zu kaufen. Spannend ist auch die Geschichte meines Onkels mütterlicherseits, der nach Osten geflüchtet ist und in Riga von der sowjetischen Armee verhaftet

worden ist, schließlich neben Nazis in Nordkasachstan in einem Lager interniert worden und an den Folgen gestorben ist. Und das während meine Eltern in Großbritannien dem Kommunismus völlig unkritisch gegenübergestanden sind. Später war ihnen dann schon bewusst, wie sehr es im Kommunismus auch Antisemitismus gab. Die jüdischen Kommunisten haben sich aber gemeinsam davor abgeschottet.

Heuer steht eine große Zäsur bevor, der Abschied von Moskau und der viel zu frühe „Ruhestand“. Wie wird sich Ihr Leben verändern?

Ich habe schon viele Projekte im Kopf. Mein neues Buch wird Lesungen und Vorträge nach sich ziehen. Allerdings bin ich ein fauler Mensch und habe Angst davor, dass ich den ganzen Tag im Pyjama verbringen könnte. Also, ich muss mir erst eine neue Struktur zurechtlegen. Mein neues Buch beschäftigt sich mit „Russland mit und ohne Seele“, weil ich es schon satt habe, immer nach der russischen Seele gefragt zu werden. Die ist genauso existent wie die österreichische, die französische, oder die italienische. Gleichzeitig sind die Russen aber die besten Verbreiter der Klischees über Russland. Ich habe dazu viele Russen interviewt, um einen guten Überblick zu bieten. Mein Schluss ist, dass Russland eine vaterlose Gesellschaft ist. Die Männer sind meistens nicht existent in den Familien. Das spielt eine große Rolle bei diesem unbändigen Glauben an den Zaren im Kreml, der in der Lage ist, alles zu lösen. Und alle Familien haben in Gemeinschaftswohnungen gewohnt, ob man wollte oder nicht. Eigene Wohnungen hat es erst sehr

spät gegeben. Das heißt, Individualität war nie ein Thema.

Gibt es einen Lebenstraum?

Ein Traum, den ich mir jetzt erfüllen werde, ist eine Weltreise zu allen meinen Freunden, wo ich überall mindestens zwei Wochen bleiben kann. Das wird dann mein nächstes Buch. Mein größter Lebenswunsch ist jedenfalls, dass die Kinder gut versorgt sind.



ZUR PERSON

Dr. Susanne Scholl

1949 in Wien geboren, Doktor der Slawistik in Rom, Radio Österreich International, APA, ORF-Osteuroparedaktion. ORF-Korrespondentin in Bonn, seit 1991 mit kurzer Unterbrechung in Moskau. Bücher: „Russisches Tagebuch“, „Moskauer Küchengespräche“, „Elsas Großväter“, „Nataschas Winter“, „Reise nach Karaganda“, „Töchter des Krieges“ und „Rot wie die Liebe“. Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst, Concordia-Preis und Axel-Corti-Preis.



Schnupperten junge, israelische Luft: Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny und Österreichs Botschafter in Israel Michael Rendi

Jewish Welcome Service 2.0

Tel Aviv ist nicht nur die vermutlich lebendigste und jüngste Metropole am Mittelmeer. Sie ist auch der ideale Ort, um zu erleben, dass historische Verantwortung und Versöhnungsgesten stärker jungen Israelis zugutekommen. Und dies noch stärker müssen. Auch in Wien. Dort gibt es vielleicht noch leichten Modernisierungsbedarf.

VON RAINER NOWAK

Es klingt geschmacklos, war es aber nicht: Innerhalb von zwölf Stunden besuchte Andreas Mailath-Pokorny in Tel Aviv zu Mittag jüdische Holocaust-Überlebende mit österreichischen Wurzeln und hörte ihre Lebensberichte, am Abend ging er in einen Nachtclub. Geschmacklos? Im Gegenteil: Wiens Kulturstadtrat absolvierte anlässlich der Wien-Kulturtag zum 100. Geburtstag von Tel Aviv ein Besuchsprogramm, das ziemlich genau die Bandbreite des notwendigen österreichisch-israelischen – politischen – Kulturaustausches trifft. 2009 muss ein Wiener Kulturstadtrat selbstverständlich den Club der Österreichischen Pensionisten auf-

suchen, wo nach Minuten sogar dem hintersten FP-Hinterbänkler klar werden würde, dass es nie einen Schlusstrich geben kann. Die Erzählungen, die da an einem warmen Frühsommertag zu hören sind, bringen die Geschichte ihrer Flucht und Vertreibung zurück. Wie ein kleiner jüdischer Junge namens Leo Luster nach Theresienstadt deportiert wurde, dort den Massenmord erleben muss, aber mit den fast Gleichaltrigen – entgegen den deutsch-ostmärkischen Plänen – überlebte und dann in sein wahrhaft gelobtes Land reisen konnte. Oder Zwi Nigal, dem 1939 dank der Familie die Flucht nach Israel gelungen war und der sich aber heute in Österreich nicht mehr wirklich

wohlfühlt, auch wenn die jüngere Generation einfühlendere und bessere Worte findet, das Grauen und die Schuld eines Volkes auszudrücken, als die Österreicher davor. Es waren beklemmend-berührende Zeitzeugen-Berichte, die die österreichische Delegation da Anfang April zu hören bekam. Berichte, die eine Nachdenklichkeit erzeugten, die nicht ganz zum Abendprogramm passen wollten.

In einem Club im alten Haifa nahe Tel Aviv – der zumindest optisch wohl mit dem Wiener Wiener Flex vergleichbar ist – legte DJ Dorfmeister auf, der sich international fast größerer Beliebtheit erfreut als in Österreich. Die Eintrittskarten waren nach kurzer Zeit ausverkauft, jünger und besser gelaunt war das israelische Publikum bei keiner Veranstaltung der österreichischen Kulturtage.

Holocaust-Überlebende und Dancefloor – ein Widerspruch? „Nein“, sagt Mailath-Pokorny. Um die dritte, vierte Generation mit ihrem vagen Bezug zu Österreich zu erreichen, gehe es genau um diese Kombination: Da schon die Zahl der Überlebenden immer geringer werde, müsse man die Enkel und Urenkel von jüdischen Österreichern, die gezwungen wurden das Land zu verlassen, motivieren, sich mit den österreichischen Wurzeln auseinanderzusetzen. Viele von ihnen leben in Tel Aviv, jener Stadt, für die der Begriff Party-Metropole seltsam treffend ist, herrscht doch ständig eine Atmosphäre wie auf einer guten Party, die ohne Alkohol, Gegröle und Oberflächlichkeit auskommt. Logisch, dass Wien, aber auch das offizielle Österreich, dort ansetzt: Michael Rendi, Österreichs vergleichsweise junger Botschafter in Israel, organisiert einmal im Jahr ein gut besuchtes Clubbing für eben diese Zielgruppe. Mailath-Pokorny will nun einen Schritt weitergehen: Das von Leon Zelman gegründete Jewish Welcome Service soll in Zukunft verstärkt die Enkel und Urenkel ansprechen. Soll in Zukunft sogar eigene Jugendreisen organisieren, um den Tel-Aviv-Gedanken im österreichisch-israelischen Austausch zu stärken. (In Wien wurde der von israelischer Seite durch den Tel Aviv Beach verstärkt.) Immerhin hat der Jewish Welcome Service schon immer die Kinder und teilweise Enkelkinder „mitgenommen“, wie Generalsekretärin Susanne Trauneck erzählt. Ein paar Hundert jüngere Nachkommen – Israelis und Angehörige anderer Nationalitäten – seien das pro Jahr, sagt sie. Und geht im Gespräch mit NU doch ein bisschen in Verteidigungsposition, als sie zu den Mailath-Pokorny-Ankündigungen befragt wird. „Ja, natürlich haben wir darüber geredet und das besprochen. Aber jetzt gibt es viele Überlebende, die wir betreuen und nach Wien bringen.“ Das sei und bleibe

erste Aufgabe des von Leon Zelman gegründeten Jewish Welcome Service, meint Trauneck. Aber die neue „Jugend“-Schiene werde sicher kommen, so die Generalsekretärin, die auch darauf hinweisen will, dass derzeit Budgetmittel für zusätzliche Programme und Reisen fehlten. Das Jewish Welcome Service finanziert sich vor allem durch Subventionen der Stadt Wien. Wann die neue Schiene kommen werde? Trauneck: „Es wird ein Konzept geben!“ Wer das erarbeiten werde? Die Generalsekretärin: „Ich.“

Wie und wann auch immer: Ohne Verjüngung geht es nicht mehr. Ohne Facebook und moderner Kommunikation passiert 2009 nichts mehr. Das sieht man in Tel Aviv. Und irgendwann hoffentlich auch in Wien.



Sein Erbe soll neu interpretiert werden: Jewish Welcome Service Gründer Leon Zelman mit Präsident Heinz Fischer (o.) und Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny



Der Sand ist feiner ...

Nur zwei Jahre war er hier, aber er hat mit seinen kreativen Ideen für viel Aufsehen gesorgt. Guy Feldman, stellvertretender Missionschef der israelischen Botschaft, hat mit seiner Fantasie Projekte wie die Israel-Straßenbahn, die um den Ring fährt und dort tolle Veranstaltungen geboten hat, bis zum Tel Aviv Beach umgesetzt. Wie kam er auf diese Ideen? Was ist sein Bild von Österreich?

EIN INTERVIEW VON DANIELLE SPERA UND PETER MENASSE
FOTOS VON PETER RIGAUD

NU: Israel hat heuer mit innovativen Ideen für Aufmerksamkeit gesorgt, nach der Israel-Straßenbahn jetzt der Tel Aviv Beach. Welche Idee steckt dahinter?

Feldman: Israel ist per se innovativ und so ist es auch mit dem jüdischen Volk, wir wollen uns immer weiterentwickeln, wir suchen nach neuen Lösungen für schwierige Probleme, nach neuen Modellen, neuen Herausforderungen. Wir wollen ständig etwas verbessern, manchmal gelingt es auch nicht, aber wir bemühen uns. Manchmal sind wir auch unserer Zeit voraus. Beim Tel Aviv Beach war es so ähnlich. „Reaching out“ war die Devise. Wir haben eine Art von Geheimnis in Israel. Wir haben eine exzellente Forschung, Bildungspolitik, Wissenschaft, eine prosperierende Wirtschaft, tolle Kultur, gutes Essen, tolles Nachtleben, aber wir hüten das wie ein Geheimnis, sodass es keiner weiß. Wir schauen nur darauf, dass die Menschen über Antisemitismus, den Holocaust oder den Nahostkonflikt sprechen. Nein, Scherz beiseite, dieses Israel-Bild zimmern sich die meisten Menschen selbst zusammen. Ich meine, es ist endlich an der Zeit, ein Bild des heutigen, modernen Israel zu zeigen, das der Realität entspricht.

Der Tel Aviv Beach hat sich zum beliebten Treffpunkt entwickelt, wie sind Sie auf die Idee gekommen?



Danielle Spera und Peter Menasse im Gespräch mit Guy Feldman

Na, weil ich hier bin! Nein, ernst gesprochen. Tel Aviv war die erste jüdische Stadt, mein Vater ist dort geboren. Tel Aviv zeigt mehr von Israel als viele andere Städte, es ist multikulturell und es spielt sich dort viel ab. Vor allem von dem Geheimnis, von dem ich vorhin gesprochen habe. Wissenschaft, Technik, Innovation, das alles kommt zu einem Großteil aus Tel Aviv. Außerdem ist Tel Aviv quasi das Tor zu Israel. Wenn man hinfliegt, kommt man dort an. Daher dachte ich, wenn man Israel vorstellt, sollte man zuerst Tel Aviv vorstellen. Und wenn ich an

Wien denke, diese wunderbare Stadt hat alles – AUSSER einen Strand. So habe ich mir gedacht, das wäre eine schöne Einführung in das Thema Israel, wie es wirklich ist. Nachdem in der Stadtverwaltung Wien alle von der Idee begeistert waren, haben wir uns nach einem Ort umgeschaut. Heute liegt die erste U-Bahn-Station am Strand von Tel Aviv in Wien, denn in Tel Aviv haben wir keine U-Bahn.

Sind Sie mit dem Erfolg des Tel Aviv Beach zufrieden?
Zufrieden? Ich bin überwältigt.

„Hier in den Medien hört man leider meistens nur das Negative über Israel“

Schon allein das Konzept für dieses Projekt zu erstellen hat Spaß gemacht. Es war eine Freude, jeder war begeistert daran mitzuarbeiten, Österreicher und Israelis. Das war schon ein gutes Zeichen. Und auch die Medien waren enthusiastisch. Wenn man hinkommt, erkennt man nicht, ob jemand Wiener oder Israeli ist, es sind viele junge Menschen dort und das ist sehr wichtig, dass wir den jungen Österreichern zeigen, schaut her, das ist Israel.

Man glaubte, der Sand käme zur Gänze aus Tel Aviv, hat schon jemand versucht, ihn mitgehen zu lassen?

Wir haben kein Problem damit. Wenn sich jemand Sand mitnehmen will, bitte. Der Bürgermeister von Tel Aviv hat den Sand – eine symbolische Menge natürlich, ich glaube, es waren drei Kilogramm – aus Tel Aviv gebracht und ihn im Rathaus an Bürgermeister Häupl übergeben. Bei der Eröffnung des Tel Aviv Beach haben wir den Sand auf den bestehenden Sand geschüttet, da habe ich gesehen, der Sand aus Israel war viel weißer und feiner als jener, der vorbereitet war. Das war ein schönes Gefühl. Jetzt ist alles vermischt und so soll es sein.

Haben Sie erwartet, dass nicht alle begeistert sind von dieser Idee, dass es sogar Widerstände geben wird?

Ich habe gehofft, dass das nicht der Fall sein wird. Es wird kritisiert, nur weil es ein israelisches Projekt ist. In den letzten Jahren haben israelische Wissenschaftler Nobelpreise erhalten. Ist das schlecht? Muss man dagegen protestieren, nur weil sie Israelis sind? Das ist der falsche Ansatz. Sollen doch die Kritiker eigene Projekte machen, sie können ja eigene Strände machen, ihre Kultur herzeigen, ihr Essen vorbereiten und verkaufen, ihre Musik spielen. Das wäre doch auch für die anderen Länder gut und eine Bereicherung für Wien. Lass uns doch im positiven Bereich konkurrieren! Schön wäre, wenn man dann gemeinsam feiern könnte.

Hat Gaza Beach einen Effekt auf Tel Aviv Beach?

Natürlich war ich nicht erfreut. Österreich ist eine Demokratie, Israel ist eine Demokratie. Daher ist Protest in Ordnung, mich stört nur die Art und Weise, warum kann man nicht konstruktiv argumentieren? Warum muss man auch positive Projekte so schlecht machen? Aber auch das ist nicht untypisch, wir hören hier in den Medien kaum, welche Durchbrüche die israelische Medizin, die israelische Forschung, die israelische Wissenschaft macht, in den Medien hört man leider meistens nur das Negative. Dabei haben wir so viel zu bieten und ich hoffe, dass da der Tel Aviv Beach ein erster Schritt in diese Richtung eines neuen Verständnisses ist. Alle Informationen, die Sie am Tel Aviv Beach lesen können, sind in Hebräisch, Arabisch, Deutsch und Englisch verfasst, übrigens auch die Speisekarte vom Restaurant. Arabisch ist die zweite Amtssprache. Wir Israelis trachten immer danach, etwas noch besser zu machen, nach vorwärts zu schauen. Das wäre ein guter Ansatz – auch zur Konfliktlösung!

Waren österreichische Politiker schon am Tel Aviv Beach?

Der Tel Aviv Beach soll per se apolitisch sein. Wir wollen dort nichts mit Politik zu tun haben. Es hat die Sandübergabe gegeben, im Rathaus. Wir haben ausgezeichnete Beziehungen zwischen unseren Politikern, aber der Strand, der ist für die Menschen da. Es war ja auch die Idee, den Donaukanal zu beleben. Und da hat sich ja wirklich viel getan. Jetzt gibt es Leben dort, freudiges Leben! Der Tel Aviv Beach ist für uns die Möglichkeit zu zeigen, wie Israel wirklich ist und das ist nicht einmal Propaganda. Übrigens haben wir nicht einmal eine israelische Fahne dort.

Könnte sich der Tel Aviv Beach zu einer fixen Einrichtung etablieren?

Ist das Ihre Hoffnung? Ich glau-





Kurz nachdem der Tel Aviv Beach eröffnet war, gab es Aufrufe für eine Gegenveranstaltung namens „Gaza Beach“. Der Zulauf hielt sich in Grenzen.



be, ich kann Sie bestärken, es sieht so aus, als ob sich der Tel Aviv Beach so gut etabliert, dass wir dieses Projekt auch nächstes Jahr aufrecht erhalten können, wenn es weiter so erfolgreich bleibt. Es soll weiter eine Visitenkarte für das israelische Leben, die israelische Kultur sein, die ja von Einwanderern aus verschiedensten Kulturkreisen geprägt worden ist – ein toller Mix.

Vielleicht doch zur israelischen Politik. Obama und Hillary Clinton schlagen eine andere Politik gegenüber Israel ein. So wollen sie einen sofortigen Siedlungsstopp.

Wenn Sie jetzt den Tel Aviv Beach meinen, der war schon da, bevor Obama das gesagt hat. Nein, ernst gesprochen: Die Frage der Siedlungen ist ja schon lange ein Thema, aber jetzt gibt es sowohl in Washington als auch in Israel eine neue Regierung. Ich bin zuversichtlich, dass es zu einer Annäherung kommen kann. Es gibt immer wieder ein „window of opportunity“, es kommt auf die politische Führung an. Wer hätte gedacht, dass ein konservativer Politiker wie Menachem Begin Frieden mit Ägypten erreichen würde? Ich möchte Statements nicht sofort kommentieren. Sie kennen den Witz über Diplomaten: Wenn er „Ja“ sagt, meint er „Vielleicht“, wenn er „Vielleicht“ sagt, meint er „Nein“, wenn er „Nein“ sagt, ist er kein Diplomat ...

Könnte eine mehr rechts gerichtete Regierung von den USA besser zu einer Lösung gedrängt werden als eine linke?

Drängen oder Zwingen sind nie gu-

te Voraussetzungen, so eine Sprache sollte zwischen Freunden nicht gebraucht werden. Wir sprechen ja nicht von einem Schaukampf, sondern von Politik.

In Österreich ist das manchmal miteinander eng verflochten ...

Ja, vielleicht können rechts gerichtete Politiker bei uns besser auf die Siedler einwirken, als das linke Politiker könnten. Sie haben sicher bessere Kontakte zu ihnen. Allerdings sollte man die Regierung nicht als rechts gerichtet bezeichnen, es ist ja auch die Arbeiterpartei in der Koalition, man kann also durchaus von einer Zentrumsregierung sprechen. Jetzt ist jedenfalls Leadership gefragt. Es gibt den Spruch: Politiker sind die Feinde der Menschen. Denn sie denken nur für die Zeit ihrer Regierungsperiode und schauen meistens nicht in die Zukunft: Leadership heißt aber, in die Zukunft zu blicken. Friede ist nicht das Ende. Es geht auch darum weiterzudenken. Wie werden dann unsere Beziehungen ausschauen? Kann ich dann, wenn wir Frieden haben, mit dem Auto von Tel Aviv nach Amman fahren, um dort Humus zu essen? Oder nach Damaskus, um dort Shesh Besh (Backgammon) zu spielen? Oder würde ein Syrer zu mir nach Tel Aviv kommen? Ist die Demokratie in Israel etwas, das die Syrer auch für sich haben wollen, oder ist man dort an Demokratie gar nicht interessiert? Dort stehen einander verschiedene politische Systeme, verschiedene Kulturen gegenüber, es ist nicht so wie Frankreich und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Das sind die

Fragen, denen man sich stellen muss. Aber ich bin sehr optimistisch. Ich lebe in Israel, daher muss ich es doch wissen ...

Sie haben ein sehr aufregendes Leben gehabt, Sie waren viele Jahre Kampfpilot in der Luftwaffe. Wieso haben Sie sich für das vergleichsweise „langweilige“ Diplomatentleben entschieden?

Es ist überhaupt nicht langweilig. Zum Beispiel das Projekt Tel Aviv Beach war eine tolle Herausforderung und eine Freude! Es ist immer eine Frage der Perspektive. Ich suche immer das Positive. Auch als Pilot in der Armee habe ich in die Zukunft geschaut, habe in einem großen Rahmen gedacht. Ich habe mir nicht nur Gedanken gemacht über einen Militäreinsatz, sondern darüber, was ist nachher ... Das ist in der Diplomatie genauso. Zumindest ich sehe da viele Ähnlichkeiten.

Als Mann der Armee, wenn Sie an die Drohungen aus dem Iran denken und an den Fortschritt des Landes bei der Atomforschung, was kann Israel tun?

Der Iran ist eine Bedrohung für Israel, das ist evident – und übrigens nicht nur für Israel, gar keine Frage. Aber die Menschen im Iran sind sehr intelligent, sie kommen aus einer großartigen Kultur. Persien hatte ja mit den Juden auch einmal gute Beziehungen. Denken Sie nur an den Kampf gegen die Römer, heute hat sich das geändert. Man muss aber bedenken: Der Iran ist kein arabisches Land, es wird von Schiiten regiert. Es gibt viele

„Auch in den Kreisen, in denen ich mich bewege, kommt es vor, dass Menschen – meist unbewusst – wie selbstverständlich antisemitische Bemerkungen machen.“

Auseinandersetzungen mit den Sunniten. Der Iran hat eine großartige, eigentlich fortschrittliche Kultur, ein reiches Erbe, das sieht man oft nicht. Ich hoffe, dass man sich dort wieder darauf besinnt, dass man eine Vision entwickelt und nicht weiter mit kurzfristigen Perspektiven die kurzfristigen Ambitionen befriedigt. Aber das ist kein Thema für Israel, damit sollte sich die Welt beschäftigen.

Oft schon hat man von einem Alleingang Israels gehört, also dass Israel die Atomanlagen des Iran zerstören könnte?

Der Iran ist eine Bedrohung, aber Israel hat viele Bedrohungen. Wir sind natürlich beunruhigt, aber wir versuchen dennoch kluge Entscheidungen zu treffen. Noch einmal: Der Iran ist nicht nur für Israel bedrohlich, sondern für die Welt, vor allem für die Nachbarländer. Schauen Sie, was derzeit in Nordkorea passiert. Es ist international isoliert, sie stecken fest. In den 1970er Jahren war die Wirtschaft in Israel sehr abgeschottet. Da haben wir erkannt, dass wir uns öffnen müssen, heute prosperiert das Land. Öffnung ist das Wichtigste: Die Iraner sollten erkennen, dass es eine große Chance für sie ist, wenn sie sich der Welt öffnen. Allerdings leben sie nicht frei. Schauen Sie, dort gibt es Zensur. Wenn es der Führung nicht passt, werden Internetseiten wie Facebook einfach kurzfristig gesperrt. Freiheit und Öffnung sind das Wichtigste für die Menschen, denken Sie an Europa und die Renaissance. Sich abzuschotten ist immer schlecht. China öffnet sich, Indien öffnet sich. Die Rhetorik der iranischen Führung ist natürlich antisemitisch. Aber das ist mehr Marketing, auch in Österreich kann man damit in die Schlagzeilen kommen.

Sie haben gerade Antisemitismus in Österreich angesprochen, haben Sie je etwas in diese Richtung erlebt?

Habe ich davon gesprochen? Nicht direkt. Ich lebe in einem englisch-

sprachigen Vakuum. Wenn also jemand neben mir auf Deutsch etwas Antisemitisches sagt, ginge das an mir vorbei. Aber auch in den Kreisen, in denen ich mich bewege, kommt es vor, dass Menschen – meist unbewusst – wie selbstverständlich antisemitische Bemerkungen machen. Ich mache sie dann immer darauf aufmerksam, dass sie vorsichtiger mit ihrer Sprache umgehen sollen. Da sind sie dann sehr perplex, weil es ihnen eben gar nicht zu Bewusstsein kommt, was sie damit auslösen. Aber auch da versuche ich, auf die Menschen zuzugehen und ihnen zu sagen, denkt nicht immer an das Negative, es gibt viel mehr Positives. Es wäre schön, wenn die Menschen sensibler mit ihrer Sprache umgehen.

Also auch in Ihrer Umgebung kommt so etwas vor?

Ja, manchmal sogar unter engen Kollegen, oder Freunden aus anderen Ländern. Aber schauen Sie einmal, was in den letzten Wochen passiert ist. Begonnen mit dem Papstbesuch in Israel bis hin zu den zahlreichen Ereignissen in Österreich, da kommt eine Suppe hoch, die für uns nicht angenehm ist. Aber ich als Besucher habe das nicht zu kommentieren. Wichtig ist, dass österreichische Politiker Stellung dazu beziehen, ich habe das Gefühl, die Österreicher wollen nicht so gern Stellung beziehen.

Was halten Sie von Schlagzeilen wie „Der neue Judenhass“?

Ich komme aus einem starken, zuversichtlichen Land, auf das ich stolz bin! Entgegen dem Image, das Israel in Europa hat, kann ich sagen, viele Länder könnten viel von Israel lernen. Wie viele Nobelpreisträger hat Österreich, wie viele innovative Vorzeigebetriebe hat Österreich? Da wäre doch eine riesige Basis für Gespräche da. Diese Gespräche werden aber nicht so sehr vorangetrieben. Wenn man das mehr fokussiert, würde es vielleicht auch nicht mehr so viele Ressenti-

ments und weniger Antisemitismus geben, das blockiert nur das gegenseitige Verständnis. Daher haben wir den Tel Aviv Beach gegründet. Menschen sollen dort zusammenkommen und sich positiv austauschen!

Sie waren hier in Wien unglaublich kreativ, wo geht Ihre Kreativität hin?

Mit mir ... Ich gehe im Sommer nach Jerusalem zurück. Ich hoffe, ich habe hier positive Beispiele hinterlassen, wie man Israel in Österreich populärer machen kann und die Schranken, die die Menschen im Kopf haben, abzubauen. Ich glaube, dass man nur so Erfolg haben kann. Vielleicht macht unser Beispiel auch Furore und es gibt nächstes Jahr in Wien Strände aus vielen anderen Ländern, vielleicht sogar einen echten Gaza Beach, mit palästinensischem Essen, Musik. Das wäre doch sehr reizvoll.



ZUR PERSON
Guy Feldman

stammt aus einer alteingesessenen israelischen Familie. Nach einer langen Karriere in der israelischen Armee wechselte er ins Außenministerium. Nach drei Jahren Tätigkeit an der israelischen Botschaft in Manila wechselte Feldman 2007 nach Wien. Im August verlässt er Wien und wird wieder im Außenministerium von Jerusalem arbeiten.



Schöne, soziale Trabantenstadt

Unter Ariel Muzicants Führung baut die Israelitische Kultusgemeinde ein neues jüdisches soziales Zentrum in Wien. Kritik, dass damit ein Ghetto entstehe, kann oder will er nicht nachvollziehen. Das Echo sei vorwiegend positiv, sagt er NU. Und sammelt daher Spenden für die Sicherheitskosten.

VON RAINER NOWAK

Es ist kein ganz gewöhnlicher Spendenauf-
ruf. Es geht nicht um sozial Bedürftige, auch
nicht um klassisches Charity. Nein, Ariel Mu-
zicant, Chef der Israelitischen Kultusgemein-
de Wien, braucht für etwas anderes Geld: für das
neue soziale Zentrum der jüdischen Gemeinde Wiens.
Drei Millionen Euro muss er aufreiben, die ihm für
den Betrieb des neuen Campus und der angeschlos-
senen Einrichtungen fehlen. Dass es an deren Sinn-
haftigkeit leise Zweifel gibt, will der Chef der Ge-
meinde nicht verstehen. Es gibt sie aber: Warum soll
eine so kleine Gemeinde, deren religiöses Herz in der
Innenstadt schlägt und deren historische Wurzeln in
der Leopoldstadt rund um den Karmelitermarkt lie-
gen, ausgerechnet hinter dem Prater am Handelskai

ein neues Zentrum bekommen? Diese neuen Bauten
seien ein überflüssiges und übertrieben dimensio-
niertes Denkmal der IKG-Führung, monieren man-
che gar. Weiterer Vorwurf: Es koste vor allem viel zu
viel Geld, wie Muzicants Spendenaufwurf beweise.
Der fühlt sich hingegen von zahlreichen Reaktionen
bestätigt: „Ich lade jeden ein, an einem Tag der of-
fenen Tür teilzunehmen, wie er zuletzt am 7. Juni
veranstaltet wurde, da waren mehr als 150 begeister-
te Besucher dort. Alte Freunde habe ich nach Jahr-
zehnten wieder getroffen, die sich für einen Platz
für Eltern oder Kinder interessieren.“ „Dort“, das
ist das Areal Simon-Wiesenthal-Gasse 3/Ecke Wehli-
straße 326, wo die Gemeinde im Rahmen der Resti-
tution ein Grundstück für die geraubte Hakoah-Lie-

genschaft zurückbekommen hatte. Zwei weitere wurden später dazu gekauft. Dann wurde als Erstes das Sport- und Freizeit-Zentrum Hakoah errichtet, eine Schule – mit sehr gutem Ruf – gibt es ebenfalls bereits. Nun sollen noch Pflege- und Wohnheim sowie dort untergebrachte Mietwohnungen entstehen. Die Kultusgemeinde, die vor 1938 das Rothschild-Spital hatte, und seit den 60er Jahren im 19. Bezirk ein Pflegeheim betreibt, will dort ihre sozialen Aufgaben konzentrieren.

Genau das sei bereits heute ein Erfolg, sagt Muzicant im NU-Gespräch. Allein für das bestehende Pflegeheim in der Bauernfeldgasse im 19. Bezirk mit seinen 145 Betten gebe es eine Warteliste von 25 Personen, die dringend einen Platz benötigen. „Man hat keine Vorstellungen, wie viele Leute bei mir intervenieren, um ein Bett zu bekommen. Der Bedarf nimmt dramatisch zu! Zu Pessach mussten wir Betten in die Büros schieben.“ Das neue Pflegeheim wird 204 Personen Platz bieten: „Das füllen wir mit Leichtigkeit. Gerade in den nächsten Monaten kommen immer mehr alleinstehende Personen, darunter auch Shoa-Überlebende.“ Die sollen dann alle in das neue Zentrum in der Krieau übersiedeln: „Das ist – jetzt verwende ich ein sonderbares Wort – auch eine Resozialisierung. Denn es gibt so viele einsame oder an den Rand gedrängte Pensionisten, die dann wieder eine Gemeinschaft erleben dürfen: Dort ist eine Schule, ein Kindergarten und Wohnungen, damit sind sie wieder in einem sozialen Gefüge. Wenn jemand sein Kind in die Schule bringt, wird er vielleicht auch leichter den Großvater besuchen.“ Und weiter: „Die jüdischen Wiener Großfamilien gibt es nicht mehr, wir können sie auch nicht wieder schaffen, aber wir können alte Menschen, die in diesen Familien einst nicht vernachlässigt wurden, ins Zentrum holen.“ Das sei international doch gängige Praxis, sagt Muzicant in fast beschwörendem Tonfall.

In dem Punkt hat der IKG-Präsident tatsächlich recht: Viele Kommunen, so auch die Stadt Wien, planen einerseits Campus-Modelle, in denen Schulen, Unis und Kindergärten in unmittelbarer Nachbarschaft untergebracht werden, und andererseits Sozialzentren, in denen Altersheime und andere – jüngere



„Das jüdische Zentrum ist auch eine Resozialisierung. Es gibt viele einsame Pensionisten“, sagt Muzicant.

– soziale Einrichtungen Tür an Tür geplant sind. Zwecks Durchmischung.

Allerdings sind diese Mini-Viertel nicht für eine kleine Gemeinde geplant, die auf eine ganze Stadt verteilt ist. Genau das sei laut Muzicant der springende Punkt: „Wir werden doch nicht Einrichtungen überall in Wien verteilen, wo unsere kleine Gemeinde schon auf 23 Bezirke verteilt ist, sondern müssen uns konzentrieren.“ Das Heim und die anderen Einrichtungen stehen übrigens

auch für Nichtjuden offen. „Wir können die medizinische Betreuung des Viertels mit übernehmen“, meinte Muzicant 2007 in einem „Presse“-Interview. Auch heute spricht er von dem Projekt beinahe schwärmerisch: „Da wird es auch einen eigenen Supermarkt geben, daneben ziehe der ÖGB mit seiner neuen Zentrale ein, auch der bringe Fluktuation, und es kommen eine Trafik und ein Bäcker mit!“

Dennoch: Entstehe da nicht ein modernes jüdisches Ghetto fern des Zentrums? Muzicant: „Ghetto muss man doch nicht immer negativ konnotiert verwenden!“ Es sei ein lebendiges Zentrum, in dem mehrere Generationen zusammen leben, spielen, arbeiten und lernen. „Schauen Sie sich die Schule an: Am Anfang waren viele dagegen, heute bräuchten wir einen Zubau. Das ist eine Insel im Grünen – zwischen Donau, Prater und der Innenstadt!“

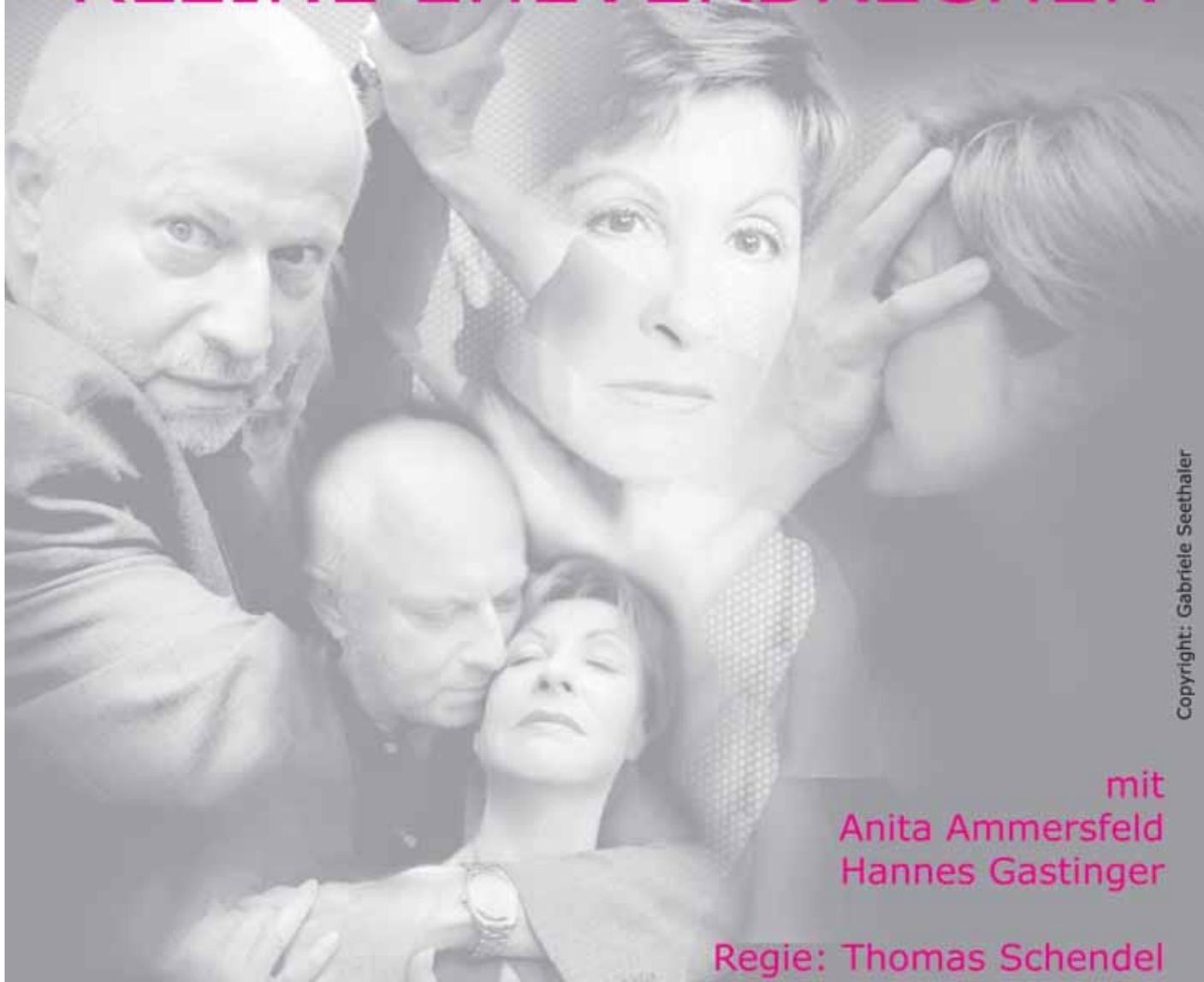
Und der Spendenaufruf? Ist das Geld für den Bau ausgegangen? „Natürlich nicht“, sagt Muzicant „das ist geplant und finanziert.“ Es fehlen drei Millionen Euro für Sicherheitsmaßnahmen – technischer und baulicher Natur. 2007 hatte das Innenministerium 1.250.000 Euro als Zuschuss des Innenressorts für den Bau der Sicherheitseinrichtungen genehmigt. „Das war für Sportplatz und Schule. Doch für das Heim brauchen wir weitere drei Millionen. Die Innenministerin sagt, sie habe das Budget nicht“, meint Muzicant. „Wir werden weiter mit dem Finanzminister verhandeln und auf Spenden hoffen, weil Schulden können wir dafür keine machen“, sagt der IKG-Chef bestimmt.

Für das Zentrum gab es bereits einmal eine Spendensammlung: für den Bau der Hakoah-Schwimmhalle. Sogar Markus Rogan rührte die Werbetrommel. Und scheiterte.

Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.org

AB 21. Oktober 2009

Eric-Emmanuel Schmitt:
KLEINE EHEVERBRECHEN



Copyright: Gabriele Seethaler

mit
Anita Ammersfeld
Hannes Gastinger

Regie: Thomas Schendel

Ein Mann kehrt nach einem mysteriösen Unfall aus dem Krankenhaus zurück; er leidet unter Gedächtnisverlust. Die schrittweise Suche nach seiner Identität und Lebensgeschichte beginnt: Wer ist er? Wo ist sein Zuhause? Ist die ihm fremde Frau tatsächlich seine Ehefrau? Was hat es mit dem Unfall auf sich, an den er sich nicht mehr erinnern kann? Wer lügt hier? Und warum?

Der französisch-belgische Erfolgsautor **Eric-Emmanuel Schmitt** („Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran“, „Enigma“) erhielt 2000 den „Grand Prix du théâtre“ der Académie française für sein Gesamtwerk. Seine Stücke wurden in 35 Ländern aufgeführt und in mehrere Sprachen übersetzt.


stadt wal
Theater fisch
gasse

stadtTheater walfischgasse Walfischgasse 4, 1010 Wien



Hüte machen Männer

Der zweite Teil der NU-Serie über jüdische Handwerker stellt den Hutmacher Shmuel Shapira, seine Werkstatt und seine Ansichten über die Bedeutung von Hüten vor.

VON PETER MENASSE UND PETER RIGAUD (FOTOS)

George Bernard Shaw meinte einmal: „Das am wenigsten bekannte Land liegt unterm Hut.“ So etwas würde Shmuel Shapira nie sagen. Erstens ist er ein toleranter, respektvoller Mensch und zweitens interessiert ihn weniger das, was unter dem Hut steckt, als das, was oben am Kopf sitzt. Dem Hut, besser dem Kunstwerk, gilt sein einziges Interesse. Konkret geht es um den Herrenhut,

denn „Damenhüte sind was ganz anderes, das sind Kleidungsstücke“ und mit denen befasst sich Herr Shapira nicht einmal im Traum.

Wer sich der Werkstatt des Handwerkers im Hinterhof eines Hauses gleich neben dem Wiener MuseumsQuartier annähert, kommt vorerst an einer Vitrine mit allerlei Modellen, vom Stetson über den Zylinder bis zum Jägerhut vorbei, geht dann ein paar

Stufen hinauf, geleitet von einem ausgebleichen Schild mit der Aufschrift „Hutmacher“, und landet in einer Werkstatt, die aussieht, als ob sie vor hundert Jahren eingerichtet und seither nie mehr verändert worden wäre. Auf hohen Regalen, die bis an die Decke reichen, stehen übereinander gestülpt Rohlinge von Hüten, daneben findet sich allerlei Accessoire wie Seidenbänder oder Gamsbärte und eigenartige Gerätschaften.



Eine Art Ofen beim Eingang dient für das Eindampfen und Formen, eine Handpresse sorgt für die Festigkeit des Filzes, und eine ovale, gerippte Holzform, den „Conformateur“, wird uns der Hutmacher später noch vorführen.

So altmodisch und verstaubt die Werkstatt auch wirkt, die Hüte, die dort gefertigt werden, sind durchaus zeitgemäß. Und dass Herr Shapira sich auf die Gesetzmäßigkeiten der modernen Welt versteht, zeigt seine Homepage, auf der er stets als „Meister Shapira“ titulierte wird. Von einer „Biedermeier-Werkstätte“ ist da die Rede, von einer „nostalgischen“ Welt, und das abblätternde Schild wird zum „Originalschild aus der Gründerzeit“. Auch seine Kunden scheint Shapiras Arbeitsplatz außerordentlich zu beeindrucken. So schreibt ein englischer Botschafter auf der Homepage über einen „faszinierenden Einblick in Tradition und Stil“ und ein anderer Besucher berichtet gar von einer „Abenteuerreise in ein geheimes Vergnügen“.

Shmuel Shapira, der Meister der verborgenen Werkstatt, ist jedenfalls ganz von Hier und Heute. Er hat mit „Szaszi Hüte“ vor einigen Jahren einen Traditionsbetrieb übernommen, der seit 1858 die feine Gesellschaft mit allem versorgt, was der Kopf zu tragen verpflichtet ist, Zylinder, Travellers, Classics im italienischen Stil, Homburgs, Zwei- oder Dreispitze, Strohhüte, Melonen und Panamahüte. Fragt man ihn, wie er denn zur Hutmacherei gekommen sei, erfährt man keine Details. Er habe das Geschäft vom Nachfolger der Familie Szaszi als Spätberufener gelernt, der es ihm dann wegen einer Erkrankung übergeben hat. Es habe ihn zu diesem Beruf gezogen, sagt Shapira,

und so schwierig wie Programmierer oder Mathematikprofessor sei das alles nicht, „es geht sich zu lernen“. Inzwischen sei er einer der wenigen Wiener Hutmacher, die das Prinzip des „bespoken“ verfolgen. Jeder Hut wird mit dem Kunden im Detail abgesprochen, auf seine Wünsche und besondere Gesichtsform abgestimmt und individuell gefertigt. Der Mann, so lautet Shapiras Credo, muss genau wissen, ob er einen Hut kaufen und was er damit ausdrücken will. Wie überhaupt der Hut allein geeignet sei, den Mann so darzustellen, wie er gesehen werden will. Der Hut, so lautet die Philosophie seines Machers, ist ein „Tadmit“, ein Signal. „Sie haben zum Beispiel schöne Brillen“, erklärt Shapira, „die vielleicht zu Ihrem Gesicht passen, aber sie werden

„Meister Shapira“, wie er sich selber nennt, ist einer der wenigen Hutmacher, die das Prinzip „bespoken“ verfolgen.



nicht zeigen, was Sie sagen wollen, wer Sie sind, wo Sie hingehören. Sie können überall hin mit Jeans gehen, mit den teuersten Sakkos, auch das sagt nichts über Sie, aber mit dem Hut zeigt man: Das bin ich!“ Man könne sogar verschiedene Identitäten annehmen, indem man einfach den Hut wechselt. Da lässt es sich einmal verwegend daherkommen, dann wieder seriös und anderntags als Filou oder Mafia-Boss.

Seine Kunden sind Männer, die sich handgemachte Schuhe leisten und die ihre Kleidung beim Schneider machen lassen. Sie kommen zumeist über persönliche Empfehlung und sind bereit, auch einmal ein, zwei Monate auf das gute Stück zu warten und einen entsprechend hohen Preis zu zahlen. Zumindest eine Woche lang arbeitet Shapira an einem Hut und muss daher für seine Arbeit auch einiges verlangen: „Jeder Hut braucht so viel Überlegung, wie eine ganze Serie in der Industrie, von der dann vielleicht 50.000 Stück hergestellt werden.“ Und genau wie Passform, Art des Hutes und jedes Detail seiner Ausführung individuell festgelegt werden, muss auch der Preis des Einzelstücks mit dem Meister vereinbart werden. Billig, so viel lässt sich sagen, ist der Einkauf nicht.

Am Anfang des Hutmachens steht der Conformateur, mit dem der Meister die Größe und Form des Kopfes bestimmen kann. Shapira zeigt gerne, wie wichtig es ist, jede kleine Ausbuchtung und Unregelmäßigkeit des Kopfes zu kennen, um den idealen Hut herzustellen. Gleich demonstriert er uns, wie die Krempe an der Seite hochklappt, wenn der Kopf überaus schmal und lang ist und der Hutmacher darauf keine Rücksicht

Am Beginn eines jeden neuen Hutes steht der „Conformateur“. Er zeigt, welche Deformationen ein bis dato ebenmäßig geglaubter Kopf aufweist.

nimmt. Und auch die Größe des Gesichtes muss er berücksichtigen, soll zwischen dem schönen Hut und dem, zu seinem Tragen notwendigen Unterteil gute Harmonie bestehen. Auch seinen Besuchern setzt Shapira den Conformateur auf und zeigt ihnen dann, welche Deformationen ihr bisher immer ebenmäßig geglaubter Kopf aufweist. Die weiteren Vorgänge des Hutmachens hat Shmuel Shapira auf seiner Homepage übersichtlich dokumentiert. Flüssiger Schellack wird auf einen Stumpfen aufgetragen, um die erste Form zu kreieren und den Rohling zu härten, dann gilt es die Krone mit Hilfe von Holzmodellen aufzubauen, die teilweise mehr als hundert Jahre alt sind, um schließlich den Filz in der Handpresse zu festigen und ihm seine endgültige Form zu geben. Am Ende werden die Hüte noch mit Schmirgelpapier seidig gerieben und die Ausstattung, wie Schweißbänder und Hutbänder angebracht.

Und dann kommt also so ein österreichischer Jägermeister und holt sich sein Trachtenstück samt Gamsbart. Ob das nicht seltsam sei, fragen wir ihn, dass er als orthodoxer Jude diese Klientel bediene. Shapira sieht da kein Problem: „Wenn er kommt und er will das zahlen, soll er seinen Hut haben. Es gibt doch unter Jägern auch solche, die nur jagen wollen.“

Jüdische Kunden sind selten, seien doch Juden gewohnt, sich öfter einen Hut zu kaufen, der dann aber billiger sein muss. „Ich kann leider nichts machen, was in ein paar Jahren kaputt geht“, bedauert Shapira, „ich kann nicht, ich probier alles, aber es hält. Ich will es ein bisschen billiger und noch ein bisschen günstiger machen – es geht nicht.“ So kaufen seine Freunde ihre Hüte weiterhin in Israel und der jüdische Meister aus Wien umsorgt Franzosen, Engländer und Japaner.

„Sie sind der, der durch Ihre Kunst

das, was das Feuer der Gedanken beherbergt, zu bedecken vermag“, schreibt ihm ebenso krause wie liebevoll ein Doktor der Medizin aus Wien. Shmuel Shapira, so kann man sich vorstellen, nimmt das huldvoll entgegen. Welche feurigen Gedanken seine Kunden ausbraten, interessiert ihn aber kaum. Wichtig ist, dass der Hut gesehen wird, denn er allein bestimmt Image und Wohl des Trägers. So war es schon im Biedermeier und so ist es auch noch heute.

Szaszi Hüte

Mariahilfer Straße 4–6, 1070 Wien

Öffnungszeiten

Montag bis Mittwoch 10.00 bis 18.00 Uhr
Donnerstag und Freitag 10.00 bis 12.30 Uhr
Terminvereinbarung im Vorhinein telefonisch erbeten (auch sonntags möglich):

01/522 56 52 oder 0699/15 22 56 52

Preise auf Anfrage

Homepage: www.szaszi.com



Momentaufnahmen einer ausgelöschten Welt

Herbert Exenberger dokumentiert die Geschichte der „kleinen“ wie „großen“ Leute der jüdischen Gemeinde in Simmering.

EINE REZENSION VON SOPHIE LILLIE

„Juden in Simmering gibt's nur am Zentralfriedhof“ – seit Jahrzehnten bemüht sich Herbert Exenberger diesem Vorurteil entgegenzutreten. Der endgültige, beeindruckende Beweis liegt nun in Form seines im Mandelbaum Verlag im Frühjahr dieses Jahres erschienenen Buches „Gleich dem kleinen Häuflein der Makka-bär“ vor.



Siegfried Kauders mit seinem Enkelsohn Heinz im Hofe des Hauses Simmeringer Hauptstraße 80 im August 1927.

Exenbergers facetten- und materialreiche Geschichte der Juden in Simmering von 1848 bis 1945 erzählt von Gewerbetreibenden und Unternehmern; von böhmischen Händlern und Arbeitern, die infolge der Industrialisierung nach Simmering zogen; von Branntweinschenkern, die ihre Waren in der Vorstadt aufgrund der wegfallenden „Verzehrsteuer“ günstiger als in der Stadt anbieten konnten; von Hausierern, Handwerkern, Pferdehändlern; und schließlich von Tramwaybediensteten und Omnibus-Kondukteuren.

Zu den hervorragendsten Protagonisten der Simmeringer Gemeinde gehörte der Weinhändler Siegfried Kauders, ein Enkel des berühmten Eisenstädter Weingroßhändlers Leopold Wolf, der sich 1882 in Simmering niederließ. Neben seinen wirtschaftlichen Erfolgen war Kauders als Wohltäter bekannt: er führte den Titel Kaiserlicher Rat, war Träger des Franz-Josef-Ordens, Förderer des alten Jüdischen Museums in Wien, und diente jahrelang als Vorstandsmitglied und schließlich Vizepräsident der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. Ähnlich hohes Ansehen genoss der Dampfmühlenbesitzer und k. u. k. Hoflieferant Friedrich Vogel, der es gar zu einem Sitz im Simmeringer Gemeindeausschuss brachte.

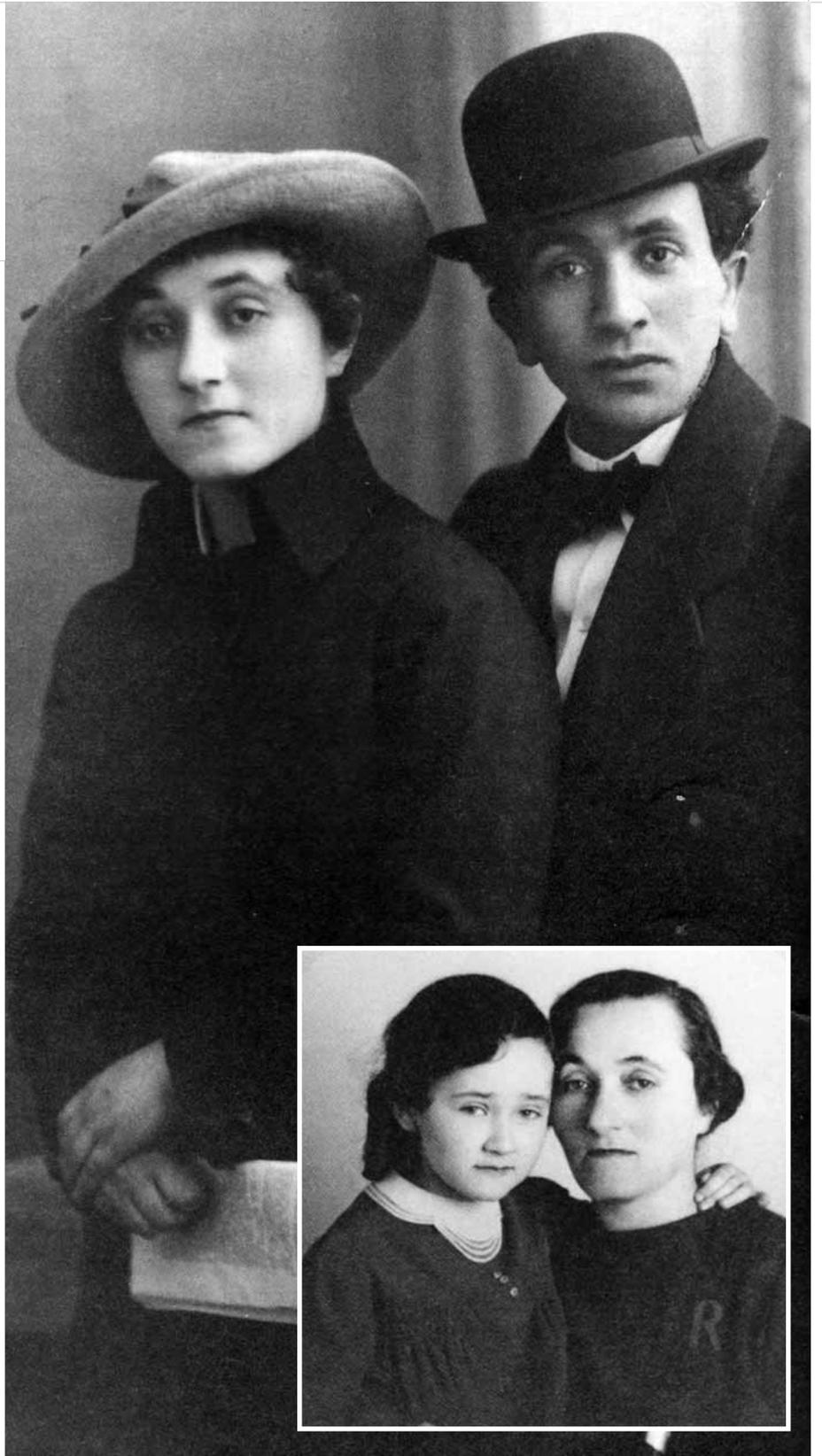
Es ist Exenbergers besonderer Verdienst, sich gleichermaßen den

„großen“ wie den „kleinen“ Persönlichkeiten zu widmen. Unter den vielen Porträtierten findet sich der Fotograf Anselm Feuchtbaum, der ein erfolgreiches Fotoatelier auf der Simmeringer Hauptstraße betrieb und sich im Fußballverein „Erster Simmeringer Sportklub“ engagierte. Nazi-Schergen zwangen Feuchtbaum, mit anderen Leidgenossen, im März 1938 eine Planke von antinazistischen Parolen zu „reinigen“. Er wurde in die KZ Dachau und Buchenwald verschleppt, 1939 aus der Haft entlassen und schaffte es, in Frankreich unterzutauchen. Er kehrte nach Kriegsende nach Simmering zurück. An Feuchtbaums Frau Ryfka und die kleine Tochter Toska, die 1942 in Izbiza ermordeten wurden, erinnert heute eine Gedenktafel an ihrem ehemaligen Wohnhaus, dem Friedrich-Engels-Hof.

Der Anonymität entzieht Exenberger auch die in entsetzlicher Armut lebenden Bewohner des Barackenlagers Hasenleiten. Er beschreibt das Schicksal des Schneiders Michael Schwarz, dessen nichtjüdische Frau die Familie bei der Gestapo denunzierte, um eine neue Partnerschaft mit einem Nationalsozialisten einzugehen. Die sieben gemeinsamen Kinder überlebten die Deportation nach Theresienstadt, Michael Schwarz wurde 1943 in Auschwitz ermordet.

Gleichzeitig berichtet Exenberger

Anschel Feuchtbaum mit seiner Frau Ryfka. Sie wurde mit ihrer Tochter Toska (kleines Foto) 1942 nach Izbiza deportiert



von Widerstand, Flucht und Exil, und von Simmeringer Vertriebenen, wie etwa Alfred Lane (Löwy), die 1945 als Angehörige der alliierten Armeen für die Befreiung Österreichs kämpften. Der Barbarei setzt Exenberger Zivilcourage und lebensrettende Solidarität entgegen. Mutigen Männern und Frauen wie Gustav Schödl und Johanna Dienstl, die die Jüdin Rosa Spera drei Jahre hindurch als „U-Boot“ versteckten und ihre Lebensmittelrationen mit ihr teilten, setzt Exenberger ein würdiges Denkmal.

Nicht zu kurz kommt die Darstellung der religiösen Infrastruktur einer der großen jüdischen Gemeinden Wiens und deren sozialen Einrichtungen – etwa die 1882 gegründete Chewra Kadischa (Beerdigungsbruderschaft) oder den 1938 durch den NS-Stillhaltekommissar aufgelösten „Ersten Simmeringer Israelitischen Frauen-Wohltätigkeitsverein“. Exenberger erzählt lebhaft von zwei konkurrierenden Bethausvereinen, deren Rivalität das religiöse Leben in Simmering lange prägten: die 1863 gegründete „Israelitische Betgenossenschaft“ und der 1885 gegründete Betverein „Ahawas Re'im“ („Nächstenliebe“). Allein die Gründung des „Israelitischen Tempelvereins Simmering“ im Jahr 1891 konnte die Spaltung der Gemeinde verhindern. Dessen vorrangigstes Ziel war die Errichtung der von Jakob Gartner entworfenen Synagoge in der Simmeringer Braunhubergasse, die schließlich 1899 ihrer Bestimmung übergeben werden konnte.

Ein eigenes Kapitel widmet Exenberger der Gründung eines jüdischen Friedhofs am 1. Tor des Zentralfriedhofs 1879, dessen Bedarf an Friedhofsdienern, Leichenwächtern, Steinmetzen und Grabschmückern für die Simmeringer Gemeinde eine wesentliche Erweiterung ihrer Mit-

glieder bedeutete. Mit der Eröffnung eines zusätzlichen Areals am Tor IV im Jahr 1928 hoffte die Kultusgemeinde Wien, ausreichenden Platz für „circa 40 Jahre“ zu schaffen. Für jüdische Jugendliche im Nationalsozialismus war das freie Areal des Friedhofs Zufluchtsort und Spielplatz, eine scheinbare Oase, wo Ju-

den willkommen waren – die toten wie die lebendigen.

Den einzelnen Kapiteln fügt Exenberger umfassende Namenslisten bei, die Zeugnis über die mit Simmering verbundenen Juden geben: für die Gemeinde tätige Rabbiner und Kantoren; Unternehmer und Gewerbe-

Für den Autor geht das Projekt weit über das Buch hinaus. Mittels eines jährlichen Rundbriefes hält er Kontakt zu Nachfahren der Simmeringer Juden in der ganzen Welt.



Das Delikatessengeschäft „Max Marian“ vor (oben) und nach (unten) dem sogenannten „Anschluss“ im März 1938.



treibende, deren Betriebe von den Nationalsozialisten „arisiert“ wurden; jüdische Kinder, die aus ihren Schulen verwiesen wurden; aus Gemeindebauten vertriebene Familien; Simmeringer Häftlinge im KZ Dachau; ungarische Zwangsarbeiter im Gaswerk Simmering und in den Simmeringer Saurer-Werken. Exenberger vergleicht diese Erinnerungsarbeit mit den jüdischen Memor-Büchern, die Wissen über zerstörte jüdische Gemeinden bewahren.

„Gleich dem kleinen Häuflein der Makkabäer“ – ein Zitat aus der Festrede anlässlich der feierlichen Einweihung des Simmeringer Tempels – ist das eindrucksvolle Ergebnis zwanzigjähriger Recherche zur jüdischen Geschichte Simmerings. Akribisch und detailgetreu spürte Exenberger einzelnen Lebensgeschichten nach und trug Fundstücke aus Archiven in Österreich, Israel, Deutschland, Belgien und Russland zusammen. Neben den ausführlichen biographischen Abrissen sind es die zahlreichen Fotos, die dieses Buch besonders auszeichnen. Elegante Familienporträts, Geschäftsportale mit aufgereihter Belegschaft, Straßenzüge aus der Simmeringer Vorstadt, die Simmeringer Synagoge, umgeben von Zinshäusern und Industriebauten – all diese sind sehr persönliche, berührende und bedrückende Momentaufnahmen einer ausgelöschten Welt.

Die Vielzahl an Fotos aus Familienbesitz und erzählten Erinnerungen zeugen von der engen, innigen Beziehung des Autors zu den Nachkommen der vertriebenen Simmeringer Gemeinde. Über viele Jahre suchte Exenberger nach Überlebenden, bemühte sich um deren Einladung durch den Jewish Welcome Service und organisierte persönliche Zusammenkünfte in Simmering. Den Kontakt zu „seinen“ vertriebenen Simmeringer Juden in aller Welt

hält Exenberger mittels eines Rundschreibens, das pünktlich zum Jahreswechsel Neuigkeiten aus der alten in die neue Heimat trägt. Obwohl Exenberger sich und seine Frau Sigrid schmunzelnd als „eher statische Menschen“ beschreibt, unternahm das Ehepaar Forschungsreisen nach Israel und in die USA. Von den ehemaligen Simmeringern, die sie dort besuchten, seien sie „fast wie Familienangehörige“ aufgenommen worden und es entstanden dauerhafte Freundschaften, etwa mit Batja Golan, der Nichte des Arbeiterdichters Adolf Unger, oder mit Hannah Ellenbogen, der in New Jersey lebenden Enkelin von Siegfried Kauders.

Die jüdische Geschichte Simmerings dem Vergessen zu entreißen, so lautet das Leitbild Exenbergers. Er kommt diesem nicht nur durch seine publizistische Tätigkeit nach, sondern durch seine unermüdliche Arbeit im Rahmen des Bezirksmuseums Simmering, der Erwachsenenbildung und der Jugendarbeit. Als die Bewohner des Genossenschaftsbaus, der heute an der Stelle des im Novemberpogrom zerstörten Simmeringer Tempels steht, 1988 die Anbringung einer Gedenktafel verhinderten, organisierten die Volkshochschulen Simmering und Landstraße eine zeitgeschichtliche Wanderung mit mobilen Gedenktafeln. Der Effekt dieser und ähnlicher Aktionen ist nachhaltig spürbar. 2008 erfolgte die Enthüllung einer Gedenktafel im Park gegenüber der ehemaligen Synagoge unter Mitwirkung aller Religionsvertreter und reger Anteilnahme der Anrainer. „Nicht die Erinnerung, sondern das Vergessen ist und bleibt die wahre Gefahr“, so Exenberger.

Herbert Exenberger, Jahrgang 1943, ist in Simmering geboren und aufgewachsen. Nach seiner Elektromechanikerlehre arbeitete Exenberger vorerst als Facharbeiter bei den Wiener



Die Synagoge in der Braunhubergasse inmitten von Zinshäusern und Industriebauten

Stadtwerken. Er absolvierte im zweiten Bildungsweg die Ausbildung zum Volksbibliothekar, und leitete eine Zweigstelle der Wiener Städtischen Büchereien. Gleichzeitig begann seine zwischenzeitlich fünf Jahrzehnte währende ehrenamtliche Tätigkeit für das Bezirksmuseum Simmering, für das er 1967, geprägt durch die Affäre Borodajkewycz, eine Ausstellung über Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus organisierte. Von 1970 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2003 arbeitete Exenberger als Bibliothekar im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, und ist untrennbar mit dessen Aufbau verbunden. Zu Exenbergers umfangreichen Publikationen zäh-

len das 1996, mit Johann Koss und Brigitte Ungar-Klein herausgegebene Buch „Kündigungsgrund Nichtarier“ über die Vertreibung jüdischer Mieter aus den Wiener Gemeindebauten sowie die als Standardwerk geltende Dokumentation „Gedenken und Mahnen in Wien 1934–1945“, eine Gemeinschaftsarbeit mit Heinz Arnberger und Claudia Kuretsidishaider. Exenberger wurde 1983 mit dem Österreichischen Staatspreis für Geschichte der Arbeiterbewegung und 1991 mit dem Willy und Helga Verkauf-Verlon Preis für antifaschistische österreichische Publizistik ausgezeichnet; 2003 erhielt er das Goldene Verdienstzeichen des Landes Wien.



Herbert Exenberger GLEICH DEM KLEINEN HÄUFLEIN DER MAKKABÄER.

Die jüdische Gemeinde in
Simmering 1848 bis 1945.

Wien, Mandelbaum Verlag, 2009.

€ 24,90

ISBN 978-3-85476-292-8



Ein Monument der Vertreibung und der Rückkehr

Nach Jahrhunderten der zweckentfremdeten Nutzung und des Vergessens wurde die Antiga Sinagoga Mayor de Barcelona, eine der ältesten Synagogen Europas, wiederentdeckt, restauriert und nun als kleines, aber feines jüdisches Museum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

VON MARY KREUTZER UND THOMAS SCHMIDINGER

Der 5. August 1391 war der wohl finsterste Tag in der Geschichte der katalanischen Juden. Bereits hundert Jahre vor ihrer endgültigen Vertreibung aus Spanien erreichte eine Welle antijüdischer Pogrome von Sevilla ausgehend das katalanische Barcelona. Katholische Priester hetzten mit antisemitischen Predigten gegen die Juden der Stadt und spornten die

folgenden Übergriffe an. Wie viele Juden von den fanatisierten Massen erschlagen, wie viele zur christlichen Konversion oder in die Flucht getrieben wurden, dazu gibt es bis heute keine Zahlen. Unbestritten ist hingegen, dass die blühende jüdische Gemeinschaft Barcelonas mit einer Geschichte, die bis in die Römerzeit rückverfolgbar ist, für Jahrhunderte vernichtet wurde. Das Pogrom von

1391 läutete den Anfang des Endes jüdischer Präsenz in Spanien ein.

Spaziert man heute durch die mittelalterlichen Gässchen des Barri Gòtic in der Altstadt Barcelonas, sind nur wenige Spuren des Jüdischen Viertels, Call genannt, sichtbar. Die ersten Juden sollen sich hier bereits nach der Zerstörung des Zweiten Tempels in Jerusalem im Jahr 70 CE angesiedelt

haben. Im 13. Jahrhundert machte ihr Anteil an der Stadtbevölkerung 15 Prozent aus, insgesamt rund 4.000 Menschen. Auch wenn Diskriminierungen und antisemitische Übergriffe der Katholiken sich seit der Jahrtausendwende mehrten, erlebte die Gemeinschaft des Call auch wirtschaftlich und wissenschaftlich erfolgreiche Zeiten. Viele Juden taten sich mit ihren Sprachkenntnissen in Latein, Griechisch, Hebräisch, Katalanisch, Spanisch und Arabisch als Vermittler zwischen Orient und Okzident und als Übersetzer philosophischer Werke arabischer Schriftsteller und als Ärzte hervor.

Die Existenz der „Antiga Sinagoga Mayor de Barcelona“ wurde erst 1995 durch Studien eines Historikers bekannt. In der Synagoge erzählt uns der junge Israeli mit polnischen und argentinischen Wurzeln, der uns durch das Museum führt, dass sich damals der liberale jüdische Verein „Call de Barcelona“ entschloss Gelder zu sammeln um das Gebäude, das ein Elektrofachgeschäft beherbergte, zu kaufen. Man stellte rasch fest, dass im Keller des Gebäudes tatsächlich Überreste einer Synagoge vorhanden waren. Bei den Ausgrabungen wurden die nach Jerusalem ausgerichtete Originalfassade sowie römische Fundamente mit Steinen aus Karthago freigelegt. Das Museum selbst beherbergt eine kleine Synagoge, Vitrinen mit Ritualgegenständen, aber auch einige Alltagsgegenstände von Jüdinnen und Juden aus Barcelona aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Synagogenraum wird durch eine große Menora dominiert. Der wichtigste „Ausstellungsgegenstand“ ist jedoch mit Sicherheit der Ort selbst, der als letzter Rest des alten Call heute weit unter Straßenniveau liegt und nur über eine steile Treppe hinunter in den Keller erreichbar ist. Der Betrachter taucht mit jeder Stufe geradezu in die Welt des mittelalterlichen

jüdischen Viertels von Barcelona ein. Die Gewölbe und der durch Glasplatten geschützte, aber sichtbare Boden gehören zu den wichtigsten Ausstellungsstücken. Sie bilden die Reste dieser uralten Synagoge. Die Zulassung zu einem Synagogenbau in Barcelona datiert aus dem Jahr 212, was die Sinagoga Mayor zu einer der ältesten Synagogen Europas macht. Nach dem Pogrom von 1391 wurde das Gebäude enteignet und bis Ende des 20. Jahrhunderts vergessen und zweckentfremdet verwendet. 2002 wurde die Synagoge als Museum wiedereröffnet. Der hintere Raum ist auch als Synagoge voll funktionstüchtig. Geleitet wird hier heute u.a. Bar Mitzwá, Bat Mitzwá, Jupá und Kadish.

Vor einer Gruppe spanischer Touristen im zweiten Raum der Synagoge hält ein älterer Herr einen Vortrag über die Geschichte des Call. Mighuel Iaffa ist die treibende Kraft im Verein Call de Barcelona und er war es, der vor 13 Jahren den Kauf des Gebäudes maßgeblich vorantrieb. „Es war mir wichtig, dass die Juden Barcelonas ihr Erbe und ihre Kultur wiedererwerben. Dass sie ein Mittel besitzen, sich ihre eigene Geschichte, die geraubt und vergessen wurde, wie-



Spuren des jüdischen Call im Barri Gòtic, beschmiert mit „Freiheit für Palästina“ (Foto: Barbara Tischitz)

der anzueignen.“ Sein Vater, Fernando Iaffa, war einer jener 500 ArgentinierInnen, unter ihnen etliche Juden und Jüdinnen, die im Spanischen Bürgerkrieg an der Seite der Republikaner den Faschismus bekämpften. Nach dem Sieg der Franquistas verbrachte er einige Monate in Internierungslagern und konnte 1940 mit der Hilfe des argentinischen Konsulats zurück in seine Heimat gebracht werden. Bei Kilometer 2,5 der Straße, die die Ortschaften Marçà und La Torre de Fontaubella verbindet, ist heute eine Gedenktafel für Fernando Iaffa angebracht.

Die große Menora im Synagogenraum ist ein Geschenk des Künstlers Ferrán Aguiló, Nachfahre von 1435 zwangskonvertierten mallorquinischen Juden



SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Nächste Ausgabe: NU 37 Sarajewo	Bisher erschienen: NU 35 Kopenhagen NU 34 London NU 33 Hohenems NU 32 Buenos Aires	NU 31 Wien NU 30 Basel NU 29 Sydney NU 28 München NU 27 Berlin
---	---	---

Die Jahrzehnte der Franco-Diktatur fasst der Autor Pere Bonnín in seinem Buch „Sangre Judía“ (Jüdisches Blut) als „antisemitisch und antizionistisch“ zusammen. Bonnín beschreibt darin auch ausführlich, wie bis heute, 500 Jahre nach der massenhaften Zwangskonversion tausender spanischer Juden, die Nachfahren eben jener Familien unter dem Antisemitismus der „reinen Spanier“ – oft genug selbst Konvertiten – leiden müssen. Er recherchierte über 3.000 Nachnamen von Conversos in den Protokollen der Inquisition und in den Archiven der mittelalterlichen jüdischen Gemeinden, die im Anhang des Buches aufgelistet werden. Unter ihnen finden sich die Nachnamen prominenter spanischer Antisemiten, die nicht müde werden zu betonen, dass sie „reinen Blutes“ seien.

Manche Nachfahren dieser Conversos wissen bis heute, dass ihre Vorfahren Jüdinnen und Juden waren. Andere ahnen allenfalls, dass seltsame Familienbräuche möglicherweise etwas mit dieser Geschichte zu tun haben könnten. Der junge Israeli, der Gäste durch das Museum führt, berichtet von Katalanen, die seit Generationen katholisch sind und im Museum nachfragen, ob der in ihrer Familie überlieferte Brauch am Freitag Abend Kerzen anzuzünden oder am Samstag kein Feuer zu entfachen möglicherweise jüdischen Ursprungs sein könnte. Für einiges Aufsehen sorgte vor einigen Monaten eine Gruppe von Wissenschaftern rund um Mark Jobling, deren genanalytische Untersuchungen ergaben, dass 19,8 Prozent der heutigen Bevölkerung Spaniens von sephardischen Juden aus dem Nahen Osten abstammen. (The Genetic Legacy of Religious Diversity and Intolerance: Paternal Lineages of Christians, Jews, and Muslims in the Iberian Peninsula, American Journal of Human Genetics, 4.12.2008)
Die heute bestehende jüdische Ge-



Ein New Yorker Anwalt spendete der Synagoge 2006 diese über 500 Jahre alte sefer Thora

meinde Barcelonas hat ihre Ursprünge jedoch kaum in Reconversos, die Jahrhunderte nach ihrer Zwangskonversion wieder ihre jüdischen Wurzeln entdeckt hätten. Nach der endgültigen Vertreibung der Sephardim aus Spanien 1492 hatte ein Rabbinatsgericht einen Cherem (Herem), einen Bannfluch, über Spanien gesprochen, der eine Rückkehr religionsgesetzlich verbot. Als sich Ende des 19. Jahrhunderts erstmals wieder Jüdinnen und Juden in Spanien niederließen, entwickelte sich in der Folge unter streng religiösen Gruppen auch eine Debatte darüber, ob dies denn aufgrund des Cherem überhaupt religiös zulässig sei. Für die jüdischen Neueinwanderer waren solche Fragen jedoch zweitrangig. Schließlich hatten sie unter dem gegenwärtigen Antisemitismus der katholischen Kirche und nach dem Spanischen Bürgerkrieg auch unter dem Antisemitismus

des Franco-Faschismus zu leiden und zu kämpfen. In Barcelona stand die Mehrheit der jüdischen – wie auch der nichtjüdischen – Bevölkerung auf Seiten der Republik.

Heute leben ca. 10 Prozent der rund 40.000 spanischen Juden in Barcelona. Hier gibt es neben der Synagoge im Museum zwei neuere Synagogen, eine sephardische und eine aschkenasische, in denen Gottesdienste stattfinden. Daneben gibt es eine jüdische Schule, ein Altersheim und ein Zentrum der Chabad-Bewegung. Und Barcelona beherbergt eben auch das einzige jüdische Museum Kataloniens. Das kleine Museum in der Antiga Sinagoga Mayor de Barcelona wird ausschließlich von privaten Betreibern mit Spenden und Eintrittsgeldern finanziert. Stadt, Autonome Region und Staat unterstützen den Museumsverein bislang nicht. Die Möglichkeiten für einen Ausbau des Museums sind damit äußerst beschränkt. Es stellt sich damit in vielerlei Hinsicht eher als Gedenkstätte denn als Museum im engeren Sinne dar. Der Besuch lohnt allerdings allein schon wegen des historischen Ortes und des Gesprächs mit den MuseumsmitarbeiterInnen.

JÜDISCHES MUSEUM Barcelona

Synagoge und Museum „Antiga Sinagoga Mayor de Barcelona“:
Adresse: Marlet 5, Barcelona
Tel. (+34) 93 317 07 90

Öffnungszeiten: Montag bis Freitag von
10:30 bis 14:30 und 16:00 bis 19:00.
Samstag und Sonntag von
10:30 bis 15:00.
www.calldebarcelona.org

Führungen durch das Jüdische Katalonien und Barcelona mit der Architektin Dominique Tomasov Blinder zu buchen unter
www.urbancultours.com



FOTO: PRIVAT

„Men nimmt a Tejgl und macht a Bagel“

VON HELENE MAIMANN

Meinen ersten Bagel habe ich, lang ist's her, in Washington zu einem späten Frühstück serviert bekommen. Bagel, Cream Cheese (mir damals ebenfalls unbekannt, weil in Wien gab es nur den pappigen Gervais) und Lox, also Räucherlachs. Der frische, duftende Bagel war mit Mohn bestreut, aufgeschnitten und getoastet und vermählte sich mit dem Cream Cheese und dem Lachs im Mund zu einem neuen, unvergesslichen Geschmackserlebnis. Seither sind Bagel für mich mit Sommer, Sonne und Ferien verbunden.

Im kulinarisch sonst talentlosen Nordamerika hat der Bagel seit Ende des 19. Jahrhunderts, als ihn die eingewanderten Juden mitbrachten, eine fantastische Karriere gemacht. Er hat einige mittel- und osteuropäische Vorfahren: vor allem den Wiener Beugel, mit Nuss oder Mohn gefüllt, den ostjüdischen Bejgl und die russischen Bublitschki, die aussahen wie die heutigen Bagels, nur größer – ein rundes Gebäck mit einem Loch mittendrin, das, von den Verkäufern auf eine Schnur um den Hals getragen oder auf Stangen gereiht, angeboten wurde. Genau so wurde der Bagel in den Anfangsjahren der sowjetrussischen Republiken verkauft: auf der Straße, von fliegenden Händlern. Aus dieser Zeit der NEP, der Neuen Ökonomischen Politik, als wenige Jahre ein kleiner privater Markt erlaubt war, stammt auch das bekannte Lied von den „Bublitsch-

ki“. Die jiddische Version heißt „Bejgelach“.

Da der Bagel aus weißem Mehl gebacken wird, wurde er in Osteuropa als besondere Delikatesse betrachtet – arme Juden, und die meisten Juden waren arm, konnten sich während der Woche nur Schwarzbrot leisten. Ähnlich wie die Challah (oder der Barches), das Festtagsbrot, wird der Bagel aus Germteig zubereitet, allerdings ohne Eier. Weil er rund ist, galt er als Glücksbringer, ein Kreis, ohne Anfang, ohne Ende, wie das Universum. Bagel und hart gekochte Eier, Symbol für den ewigen Kreislauf des Lebens, waren die traditionelle Speise nach einem Begräbnis.

In Amerika wurde der Bagel in den 1960er Jahren, seit er maschinell hergestellt werden kann, zum festen Bestandteil der Esskultur.

Der Bagel wird nach der Zubereitung des Teiges in Form gebracht, gekühlt, erst am nächsten Tag kurz in Honigwasser gekocht und dann gebacken. Die Produktion an zwei aufeinander folgenden Tagen macht es möglich, den Bagel auch nach dem Ende des Shabbat frisch zuzubereiten, indem man den Teigling aus dem Kühlkeller (oder dem Kühlschrank) holt und durch das Kochen zu neuem Leben erweckt.

Jedenfalls: Frisch gebacken muss er sein! Dazu kann man alles Beliebiges essen: Eiersalat zum Beispiel. Oder Matjesheringe mit Rahm. Weil der Bagel eine feste Konsistenz hat, quillt er mit flüssigeren Beilagen nicht auf.

Rezept für etwa 12 Bagel

- 500 g Weizenmehl (Typ 550)
- 20 g Germ (Hefe) (ca. ½ Würfel)
- 2 EL Butter
- 0,3 l lauwarmes Wasser
- 1–2 EL Zucker
- 1 gute Prise Salz
- 5 EL Honig

Als Werkzeug brauchen Sie:

- Küchenmaschine oder Handrührer mit Knethaken
- 1 großer und 1 kleiner Topf
- 1 Backblech, ausgelegt mit Backpapier
- 1 Schüssel
- 1 Küchenhandtuch
- 1 großer Teller (oder ein kleines Tablett) für die Kühlung

Zubereitung:

In einem kleinen Topf die Milch lauwarm werden lassen. Die Butter in einem zweiten Topf zerlassen. In einer großen Schüssel die Germ, den Zucker und die lauwarme Milch verrühren und die Masse etwa 3 Minuten ruhen lassen. Dann das Mehl, die leicht abgekühlte Butter und das Salz hinzufügen. Alles in 3 bis 5 Minuten zu einem lockeren Teig kneten. Ist der Teig zu feucht, esslöffelweise noch etwas Mehl hinzugeben, aber Vorsicht, nicht zu viel nehmen! Den Teig mit dem Küchentuch bedecken und an einem warmen Ort eine Stunde gehen lassen, bis er doppelt so groß ist.

Den Germteig in 12 Stücke teilen und jedes Stück zu einem runden Laibchen formen. In jedes mit einem Kochlöffelstiel in die Mitte ein ca. 3 cm großes Loch drücken und dann kreisend bewegen, damit Ringe entstehen. Sie können auch lange Würste formen und zu einem Ring zusammendrücken. Die Ringe nochmals mit dem Küchentuch bedecken und 10 Minuten gehen lassen.

Danach kommen die Bagel, am besten einen Tag lang, auf einem großen flachen Teller (oder einem kleinen Tablett) in den Kühlschrank. Sie bilden dadurch die bageltypische Haut. Die Erweckung findet durch kochendes Honigwasser statt, in das die gekühlten Ringe getaucht werden, bis die Lebensgeister wieder erwacht sind. Vorher den Backofen auf 200°C vorheizen. Das Backblech mit Backpapier auslegen.

In einem Kochtopf 4 l Wasser zum Kochen bringen und den Honig einrühren. Jeweils 4 Bagel ins heiße Wasser geben. Die Bagelringe werden kurz sinken und dann gleich wieder an die Oberfläche steigen (tun sie aber nicht immer, dennoch: Nerven bewahren.) Die Teigringe umdrehen und für 3 Minuten im Wasser schwimmen lassen. Die Bagel nochmals wenden, aus dem Topf nehmen und auf einem Kuchengitter (Rost vom Backofen geht auch) abtropfen lassen. Teigringe auf das Backblech legen und erneut 5 Minuten ruhen lassen. Bagel mit Eiweiß bestreichen, nach Belieben mit Mohn oder Sesam bestreuen und im Ofen (Mitte, Umluft 180°C) 20 bis 25 Minuten backen.

Bilgeri. Bregenz, 14.11.

Die Seer. Kapfenberg, 19.6.

Stefanie Werger. Bruck/Mur, 26.3.

Andy Borg. Liezen, 10.5.

Rainhard Fendrich. Wien, 21.4.

Semino Rossi. Tulln, 4.7.

Alpentrio Tirol. Studenzen, 8.12.

Amigos. Salzburg, 25.4.

Hansi Hinterseer. Kitzbühel, 20.8.

Nockalm Quintett. Ybbs, 21.3.

Hol mich hier raus, **FALTER!**

Nik P. Krumpendorf, 1.5.

Sarah Connor. Hohenems, 21.3.

Andy Lee Lang. Wien, 2.12.

Die Paldauer. Wels, 8.5.

Helmut Lotti. Graz, 27.3.

Mickie Krause. Hinterglemm, 4.3.

Ursprung Buam. Bad Leonfelden, 7.3.

Christina Stürmer. Kitzbühel, 18.4.

Smokie. Zeltweg, 1.8.

Nazareth. Wörgl, 7.3.

Lionel Richie. Salzburg, 5.5.

Chris de Burgh. Linz, 25.5.

Barches oder Challah

VON ERWIN JAVOR

Schalom Asch, der berühmte jiddische Dichter, nahm an einem Linguistikkongress teil. Die Sprachexperten gaben ihr Bestes, um die Kollegen von der Überlegenheit der jeweiligen Sprache, die sie vertraten, zu überzeugen: Der Franzose hielt einen leidenschaftlichen Spontanvortrag über die Musikalität, die raffinierte Schönheit und die unvergleichliche Einzigartigkeit des Französischen. Der Anglist rümpfte in kaum merkbarem Understatement die Nase und merkte an, wie das Englische in seiner scheinbaren Einfachheit nicht nur die romanischen, sondern auch die indogermanischen Sprachen in meisterhafter Eleganz in sich vereinte. Der Deutsche fand das wenig witzig und pochte flugs auf das unerreicht komplexe Konstrukt der deutschen Grammatik. Schalom Asch hörte bescheiden und voll Bewunderung zu. Als ihn die Kollegen höflich, ohne Befürchtung von ihm übertrumpft zu werden, aufforderten doch auch über die Vorzüge des Jiddischen zu referieren, antwortete er sanft: „Men farstajt jejdes Wort.“ (Man versteht jedes Wort.)

Und genau deswegen wird es in NU ab sofort zumindest eine Kolumne geben, wo man jedes Wort verstehen wird. Unkundige glauben vielleicht, dass sie, wenn ihnen ein paar jiddische Ausdrücke wie *Massl*, *Zores*, *Tineff*, *Tachles* oder *Mezie* geläufig sind, schon alles wissen, was es über Jiddisch zu sagen gibt. Tatsache aber ist, dass Jiddisch eine vielschichtige, eigenständige, Jahrhunderte alte Sprache ist, die, fast ebenso lang totgesagt, bis heute überlebt hat und immer noch von Millionen



Menschen gesprochen wird. Im Jiddischen lassen sich ganze Leben und tiefe Schichten an unausgesprochenen Hintergründen in einigen wenigen bilderreichen Worten unmissverständlich ausdrücken.

Zum Beispiel: Barches oder Challah ist ein Germzopf. Davon werden traditionell am Shabbat und anderen jüdischen Feiertagen zwei gegessen. Diese trockene Erklärung geht auch anders. Ein Marsmännchen landet an einem Freitag Nachmittag mit seiner fliegenden Untertasse auf der Mazzesinsel. In der Lilienbrunnengasse geht es zufällig an der Auslage vom koscheren Bäcker Engländer vorbei und betrachtet voller Gier die ausgestellten Barches. Seine Antennen beginnen heftig zu surren und zu rotieren. Seine sieben Glubsch-äugen treten noch mehr hervor. Aufgeregt hüpfte es auf und ab und kann sich gar nicht mehr beruhigen. Der Bäcker wundert sich und fragt: „Was ist los? Gibt es auf dem Mars keine Challot?“ Darauf das Marsmännchen: „Nejn, ober dus hett git ge-

passt zi gefilte Fisch.“ (Nein, aber das würde gut zu „Gefüllte Fisch“ passen.)

Ein anderes Beispiel: Unter Juden gilt es als unhöflich, jemanden einfach so nach dem Alter zu fragen, also verpackt man seine Neugier in eine Bruche, einen Segensspruch: „Wi alt is der Jid bis hindertinzwanzig?“ („Wie alt sind Sie? Ich wünsche Ihnen, dass Sie hundertundzwanzig Jahre alt werden sollen!“)

Und wenn man sich das Gegenteil wünscht? In einem Prozess fragt der Richter den jüdische Angeklagten: „Wie alt sind Sie?“ Sagt der Angeklagte: „57 bis 120!“ Der Richter ist verwirrt und fragt: „Was soll das heißen? Ich bin 48. Wie würden Sie das in Ihrer Sprache ausdrücken?“ – „48 bis 49, Herr Rat.“

Noch Fragen?

* *Mammeloschn* (Jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen *Loschn*: Zunge, Sprache.



Die späte Rache

In Ungarn gehört ein schriller Antisemitismus inzwischen zum Alltag. Auch in anderen europäischen Staaten leben alte Feindbilder wieder auf. Warum? Experten machen vor allem mangelnde Vergangenheitsaufarbeitung im Kommunismus dafür verantwortlich.

VON BARBARA TÓTH (TEXT) UND PETER RIGAUD (FOTO)

Menschen wie der jüdische Intellektuelle Gáspár Miklós Tamás können sich heutzutage in Budapest nicht mehr sicher fühlen. Tamás tritt oft im Fernsehen auf, sein Gesicht ist wohlbekannt. Sein Name findet sich auch auf der Startseite der Website „Kuruc Info“, samt einem Foto von ihm, im Rahmen eines Grabkreuzes. Für die Gestalter der Homepage ist Tamás nämlich ein „Fremdherziger“, der den ungarischen „Volkkörper verunreinigt“.

„Kuruc Info“ listet nicht nur Juden und andere „Feinde“ mit ganzem Namen, Adressen, Telefonnummern, Wochenendhäusern und ihren Bekanntenkreisen auf, sondern versorgt seine Besucher auch mit einschlägigen, antiisraelischen Nachrichten. Hier finden sich Schlagzeilen wie „Israelische Okkupation ist schlimmer als die Schweinegrippe“ oder der Bericht über einen mutmaßlichen Fund von Kinderpornos auf dem Laptop eines kanadischen B'nai Brith Vertreters.

„Kuruc Info“, hinter der die rechtsextreme Partei „Jobbik“ steht, ist ungarischer Alltag. In dem Nachbarland, das einst zu den Musterschülern der Wende nach dem Fall des Eisernen Vorhangs vor zwanzig Jahren gehörte, ist inzwischen ein aufgehetzter, verunsicherter Staat am Rande des Abgrunds – wirtschaftlich (den Staatsbankrott konnte im Oktober nur eine schnelle Nothilfe von 20 Milliarden Euro verhindern) wie gesellschaftspolitisch. Jobbik, die bei den Europawahlen erstmals bei einer landesweiten Wahl als eigenständige Kraft antrat, erreichte 14,77 Prozent. Ihre EU-Abgeordneten werden also künftig den Rechtsaußen-Block um Heinz-Christian Straches und Filip Dewinters Parteien verstärken dürfen.

Genauso wie Strache scheute sich auch die Jobbik nicht, ihren Wahlkampf mit offen antisemitischen Tönen zu führen. Sie attackiert dabei auch immer wieder Victor Orbans rechtspopulistische Fidesz-Partei, mit der sie höchstwahrscheinlich die nächste Rechts-der-Mitte-Regierung stellen wird. Aus „Fidesz“

In Ungarn gibt es wie in Polen und Österreich eine lange Tradition des nationalen Antisemitismus. Im Kommunismus wurde er „eingeforen“. Was fehlt ist eine historische Aufarbeitung.

wird dann „Zsidesz“ – eine ungarische Verballhornung aus den Wörtern „zsidó“ (Jude) und Fidesz. Anders als in Österreich, wo der Protest gegen Straches Hetze deutlich war, fehlt in Ungarn organisierter oder politischer Widerspruch. Es gibt keine Proteste, keinen Grundkonsens gegen sie. Die Grenzen zwischen Rechtsradikalen und der konservativen Bevölkerungsmehrheit verlieren sich in der Grauzone rassistischer und nationalistischer Blüten.

Kein Gesetz bestraft die Hasstiraden, weil in der neuen Verfassung nach 1989 die Meinungsfreiheit über die Menschenwürde gestellt worden ist. Inzwischen denkt die ungarische Regierung über eine Änderung der Gesetzeslage nach. Anton Pelinka, der als Professor für Politikwissenschaft und Nationalismusstudien an der englischsprachigen Central European University in Budapest lehrt, fände ein Verbot von systematischer Verhetzung fast besser als ein klassisches Verbotsgesetz, denn „der Antiziganismus in Ungarn ist ja momentan als Gewaltphänomen noch viel schlimmer“.

Mehr noch als ein Gesetz fehlt aber die gesellschaftspolitische Aufarbeitung. Pelinka: „In Ungarn gibt es – wie in Polen oder in Österreich – eine lange und spezifisch nationale Geschichte des Antisemitismus. In den Jahrzehnten kommunistischer Diktatur wurde fingiert, dass der Antisemitismus eine Frage der Vergangenheit ist. Es hat daher weder einen theoretischen Diskurs über noch eine politische Beschäftigung mit dem aktuellen Antisemitismus gegeben.“

Stattdessen blühen in Ungarn nationalistische Geschichtsmythen aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, die durch den Kommunismus sozusagen eingeforen wurden und um deren Entzauberung sich in den rasanten Jahren nach der Wende niemand wirklich kümmerte – schließlich galt es, auf anderen Gebieten aufzuholen: beim Konsum, beim Wohlstand.

Nach dem Ersten Weltkrieg erging es den Ungarn schlechter als den Deutschen mit dem Versailler Vertrag. Das Abkommen von Trianon nahm ihnen zwei Drittel des Territoriums, über die Hälfte der Bevölkerung – und trieb es unter seinem Reichsverweser Miklós Horthy an die Seite Hitlers. In dieser verzweifelten Zwischenkriegszeit festigte sich die nationalistische Ideologie des völkischen Magyarentums. Deren Feinde, damals wie heute: Liberale, Kommunisten und – als Wurzel allen Übels – Juden. Auch die Ungarische Garde, eine 2007 gegründete paramilitä-

rische Gruppierung, die bei Bedarf für Jobbik aufmarschiert, lebt von diesen historischen Verdrehungen. Sie hetzt nicht nur gegen Juden, sondern vor allem gegen die rund 60.000 in Ungarn lebenden Roma, die zum zweiten großen Sündenbock für alle Übel der aktuellen Krise geworden sind.

Das Budapester Soziologie-Institut „Political Capital“ zeigte jüngst in einer Studie, wie Roma die Rolle der Juden als Schuldige übernehmen: Galten sie früher als faul, aber gutmütig und lebenslustig, werden sie heute als aggressiv, kriminell und parasitär beschrieben. Auch in Karikaturen werden antisemitische Stereotypen auf Roma übertragen. Die rechtsextreme Propaganda, schreibt „Political Capital“, falle auch bei der neuen Mittelklasse auf fruchtbaren Boden. Marschieren in Ungarn, Tschechien oder Bulgarien neofaschistische Garden auf, um die „Bevölkerung zu beschützen“, können sie mit viel Sympathie in der Bevölkerung rechnen.

„Roma (ungarisch: Cigányok) zurück nach Indien; Siebenbürgen, die serbische Vojvodina und andere verlorene Gebiete zurück an Ungarn“ oder „Die ungarische Garde ist hart wie die geballte Faust, zäh wie Bast, scharf wie das Schwert“ lauten ihre Losungen.

Nicht nur die Entwicklung in Ungarn macht vielen Sorgen, in der ganzen EU nehmen antisemitische Vorfälle zu (siehe Grafik), besonders seit Dezember 2008. Das stellte die EU-Grundrechte-Agentur in ihrem kürzlich erschienen Bericht fest. In Belgien, Großbritannien oder den Niederlanden häufen sich Gewaltakte gegen jüdische Einrichtungen. In Brüssel und London versuchten Unbekannte eine Synagoge anzuzünden. Bei Anti-Israel-Demonstrationen tönt aus dem Hintergrund der Ruf „Juden ins Gas“. Auf riesigen Transparenten wird der Davidstern mit dem Hakenkreuz gleichgesetzt. Österreich reiht sich nahtlos ein, mit dem Verhalten von Wiener Schülern in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen, der Attacke von Jugendlichen gegen Überlebende des Konzentrationslagers Ebensee – und nicht zuletzt mit den EU-Wahlkampfplakaten der FPÖ, die suggerierten, Israel wolle der EU beitreten und das gelte es zu verhindern. Sie alle folgen dem Trend, meint der in Wien tätige kanadische Zeithistoriker Murray Hall zur Tageszeitung „Kurier“, „mit Codes zu provozieren“.

Bei den Feindbildern hinter den „Codes“ hat Mittel- und Osteuropa offensichtlich in den letzten fünfzig Jahren nichts dazugelernt.

Ase Lecha Rav – Bestimme dir einen Rabbiner

Gibt es eigentlich im Judentum eine höchste religiöse Instanz, und wenn ja, wer ist es? Hat jemand das Recht und die Autorität, in kritischen Fragen des Lebens, angefangen von Alltagsproblemen bis hin zu den wichtigen moralischen und ethischen Fragestellungen, wie künstlicher Befruchtung, Abtreibung, Verhütung, des Umgangs mit Homosexualität, bis hin zum „Dauerbrenner“, der Frage der Übertritte zum Judentum, Entscheidungen zu treffen?

ANTWORTEN VON MARTIN ENGELBERG

Rav Josef Scholom Eliashiv gilt als die Instanz in Glaubenfragen für die Ashkenazim

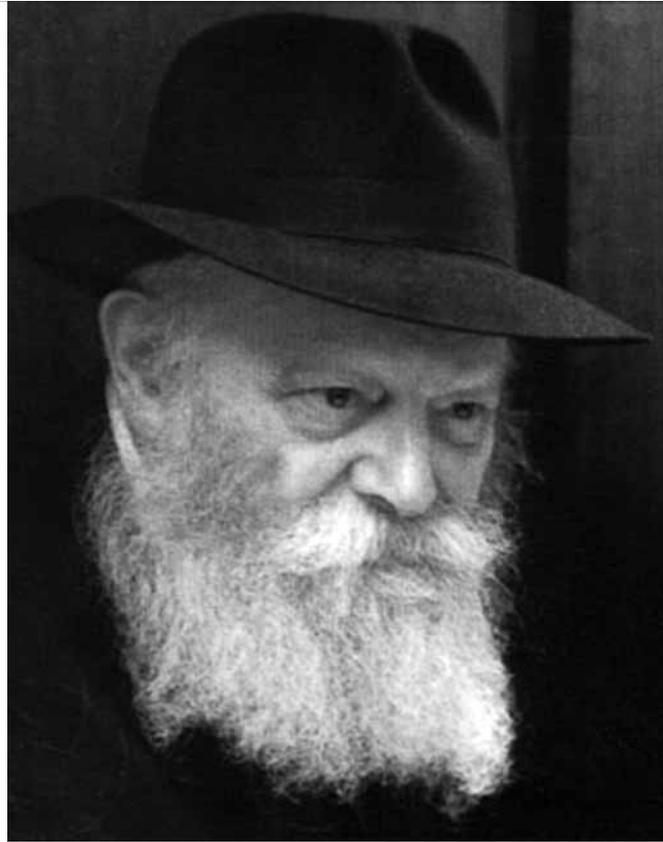


In einigen Ländern gibt es wohl Ober-rabbiner wie in Großbritannien, Frankreich, Österreich und natürlich auch in Israel. Doch diese besitzen eher eine politische, repräsentative Funktion. In Israel kommt dem Ober-rabbiner eine gewisse Entscheidungskraft in religiösen Fragen, insbesondere gegenüber dem Staat, zu. Selbstverständlich haben sich einige Oberrabbiner dennoch einen großen Namen gemacht, so etwa der berühmte frühere Ober-rabbiner von Israel, Rav Kook, oder Chief Rabbi Jakobovits, langjähriger Oberrabbiner von Großbritannien, aber dies kraft ihres Wirkens und nicht ihres Amtes wegen alleine.

Die Frage nach einer religiösen Instanz, die in wichtigen Themen des Lebens beraten und entscheiden kann, ist zuerst einmal – nach guter alter jüdischer Tradition – mit einer Gegenfrage zu beantworten: Wer lässt fragen? Schließlich orientiert sich wohl die Mehrheit der Juden in der Welt vor allem an den Gesetzen und Haltungen des jeweiligen Landes, in dem sie leben.

So sind es also insbesondere religiöse Juden, die sich an der Entscheidung eines Rabbiners orientieren wollen, und hier gilt vor allem einmal das Gebot der Mischna: „Ase Lecha Rav“ – bestimme dir einen Rabbiner und dieser ist sodann mit seinen Entscheidungen und seinem Rat ausschlaggebend.

Hier wird die Beziehung zu einem Rabbiner oft mit jener zu einem Arzt verglichen: Man wähle sich ei-



Der berühmte Lubawitscher Rebbe, Menachem Mendel Schneerson, war eine anerkannte halachische Autorität

nen Rabbiner, denn es macht Sinn, jemanden um Rat zu fragen, zu dem man ein Vertrauensverhältnis aufgebaut hat. Die Autorität eines Rabbiners basiert sodann viel mehr auf seiner Expertise als seiner Position; man hört also auf den Rat des Rabbiners, weil er wohl weiß, wovon er spricht. Einen anderen Rabbiner zu fragen, ist durchaus möglich, manche Rabbiner empfehlen das sogar von sich aus. Voraussetzung ist jedoch, man informiert diesen von der Entscheidung des ersteren Rabbiners und es dient nicht nur dem Zweck, solange zu fragen, bis man jene Antwort erhält, die man will.

Ein wichtiges Merkmal der rabbinischen Entscheidungen ist das jeweilige detaillierte Eingehen auf die besonderen Umstände des Einzel-

falls und wird sodann geprüft, inwiefern die bisherigen halachischen Regeln zur Anwendung zu kommen haben. Es obliegt dem jeweiligen Rabbiner, sich ein Bild zu machen und eine Entscheidung zu treffen.

Bemerkenswert ist immer die Beachtung der Interessen aller Beteiligten. So gibt es auch bei so kritischen Fragen wie der Verhütung oder Abtreibung eine vorrangige Bedachtnahme auf die Gesundheit und das Wohl der Frau, welche der Rabbiner zu berücksichtigen hat und die ihm eine ziemliche Flexibilität bei seinem Rat oder Entscheidung einräumt.

Jedenfalls obliegt daher jedem Rabbiner eine große Entscheidungsmacht, er entscheidet in seiner Gemeinde, seiner Synagoge autark. Eine zentralistische rabbinische Gesetzgebung oder Rechtsprechung gibt es daher vorerst einmal nicht.

Daraus ließe sich auf ein völlig dezentrales rabbinisches Entscheidungssystem schließen, welches binnen kürzester Zeit zu größten Unterschieden führen müsste. Dies ist einerseits in der jüdischen Geschichte immer wieder geschehen, doch andererseits besitzt das orthodoxe Judentum dennoch gewisse Schutzmechanismen dagegen. Erstens ist jeder Rabbiner verpflichtet, sich mit seinem Spruch auf vorherige halachische (jüdisch gesetzliche) Entscheidungen zu beziehen.

Zweitens hat sich die Instanz der G'dolei Israel, der Großen Israels, eingebürgert. Dies sind Toragelehrte, die sich, in ihrer Generati-

Den Höhepunkt ihrer Karriere erreichen Rabbiner zumeist erst in sehr hohem Lebensalter, in dem andere bereits längst in Pension sind

on, durch ihre menschliche Größe und ihr umfassendes Wissen und ihre Kenntnis der Tora, der gesamten Lehre, hervortun. Ein „Gadol“ – ein Großer – zu sein, ist kein Titel, den man verliehen bekommt wie ein Doktorat und dieser bleibt also immer ein relativer Begriff, je nachdem, wen man fragt.

Für chassidische Juden ist dies einerseits der jeweilige Rebbe (der Anführer einer chassidischen Gruppe), andererseits haben sich einige dieser Rebbes auch zu halachischen Autoritäten emporgearbeitet und wurden mit dem Titel Rav „geadelt“. Als solche G'dolei gelten heute zum Beispiel der Zanser Rebbe, der Satmerer Rebbe und der Belzer Rebbe.

Ein Gadol seiner Generation und eine wichtige Leitfigur der „modernen Orthodoxie“, welche versucht, die traditionellen Werte und Vor-

schriften mit der sekulären modernen Welt in Übereinstimmung zu bringen, war Rav Josef Ber Soloveitchik, oft einfach nur als der „Rav“ bezeichnet. Er hatte, neben der üblichen religiösen Ausbildung in diversen berühmten Yeshivot (Talmud-Hochschulen) in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts auch an Universitäten in Polen und Deutschland studiert; übrigens gemeinsam mit einem weiteren Gadol, Menachem Mendel Schneerson, dem berühmten Lubawitscher Rebbe.

An der Spitze jener G'dolei Israel steht der Gadol Hador – der Größte seiner Generation. Ihm wird sogar ein gewisses Maß an „Ruach Hakodesh“ und an „Siyata Dishmaya“ – also an heiligem Geist und himmlischer Unterstützung – zugesprochen, seine Aussagen sind von höchster halachischer Autorität.

Als Gadol Hador wird heute im allgemeinen Rav Josef Scholom Eliashiv für die Ashkenazim (mittel- und osteuropäisch stämmigen Juden) und Rav Ovadia Josef für die Sefardim (spanisch- und orientalisches stämmigen Juden) angesehen.

Diesen Höhepunkt einer Karriere erreichen die Rabbiner zumeist erst in einem sehr hohen Lebensalter, in dem Menschen für gewöhnlich bereits längst in Pension gegangen sind.

Rav Eliashiv – er feiert nächstes Jahr seinen 100. Geburtstag und war vor wenigen Wochen der Sandek des Enkels seines Ur-Enkels (also Ur-Ur-Urenkel) bei dessen Brit Milah (Beschneidung) – hat sich jedoch bisher nicht durch aufsehenerregende Entscheidungen hervorgetan. Er erhielt erst in den letzten 10 bis 15 Jahren seine große Bedeutung, dies auch infolge des Ablebens seines Vorgängers als Gadol Hador, Rav Elazar Schach, der vor acht Jahren 103-jährig verstarb.

Rav Schach exponierte sich sehr stark in der israelischen Politik, war ein aktiver Mitgestalter der religiösen Parteien (Agudas Israel, Degel Hatora und Schas), nahm aber auch zu so wichtigen politischen Fragen Stellung, wie der Rückgabe von Land – welche er mit dem Argument „Pikuach Nefesh“ (zur Rettung von Menschenleben) befürwortete und war auch gegen den Aufbau von Siedlungen in der West Bank und Gaza.

Bekannt wurde Rav Schach auch durch seine wütende Opposition gegenüber dem Lubawitscher Rebbe, Menachem Mendel Schneerson, dessen Anhänger er ganz offen des falschen Messianismus bezichtigte.

Rav Mosche Feinstein, ein Zeitgenosse Rav Schachs, hatte sich ebenfalls größte Bedeutung erworben. Als er 1986 mit 91 Jahren verstarb, galt er als die de-facto-höchste rab-

Rav Eliashiv feiert nächstes Jahr seinen 100. Geburtstag und nahm vor kurzem bei der Beschneidung des Enkels seines Ur-Enkels teil



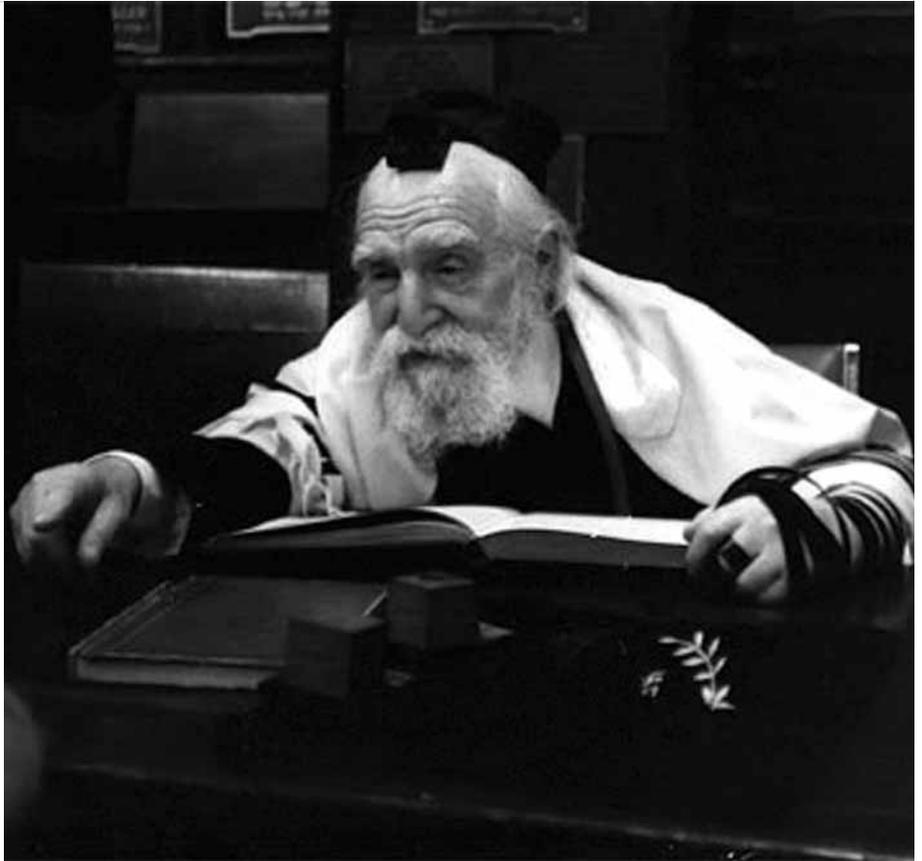
binische Autorität der USA. Er wurde laufend zu den schwierigsten medizinisch-ethischen Problemen um eine Entscheidung gefragt, wie im Falle von Organtransplantationen, der Frage der Akzeptanz des Hirntodes oder künstlicher Befruchtung.

Erwähnenswert ist ein weiterer großer Gelehrter dieser Zeit, Rav Schlomo Zalman Auerbach (1910 bis 1995), welcher die erste große Abhandlung zur Frage der Verwendung von Elektrizität am Shabbat verfasste. Er gründete später sogar ein eigenes Institut, welches sich mit der Nutzung moderner Technologie in Übereinstimmung mit der Halacha beschäftigte.

Wie wichtig solche, über den persönlichen Rabbiner hinausgehende, halachischen Autoritäten dann doch für das Judentum sind, lässt sich zum Beispiel anhand der zahllosen Fragen im Zusammenhang mit künstlicher Befruchtung beschreiben: Ist diese überhaupt prinzipiell erlaubt und wenn ja, welche der zwischenzeitlich mannigfaltigen Techniken? Darf der Samen eines anderen Mannes verwendet werden, wessen Kind ist es dann, welchen Namen trägt er, kann er ein Kohen sein usw.? Desgleichen im Falle des Austragens der Schwangerschaft durch eine andere Frau.

In einem solchen Fall wendet man sich üblicherweise an einen jener Rabbiner, die sich auf diesem Gebiet spezialisiert haben, und in diesen Fällen ist auch der Ermessensspielraum zumeist sehr groß.

Der Einfluss dieser G'dolei Israel ist letztlich auch im nicht religiösen Judentum und insbesondere in der israelischen Politik beträchtlich. So beschreibt Rav Ovadia Josef, wie er von der damals sozial-demokratischen Regierung unter Jitzhak Rabin 1976 konsultiert und um Rat gefragt wurde, ob die Befreiungsaktion von Entebbe durchgeführt



Als Rav Mosche Feinstein 1986 mit 91 Jahren verstarb, galt er als die de-facto-höchste rabbinische Autorität der USA

werden solle. Er befürwortete diese ausdrücklich und gab ihr seinen Segen.

Dabei ging es um ein wichtiges halachisches Thema, mit welchem sich schon der Talmud (verfasst ca. um das Jahr 500) befasste: Einerseits ist das Auslösen eines Juden aus einer Gefangenschaft eine heilige Verpflichtung der Gemeinde, andererseits darf ein zu zahlendes Lösegeld nicht zu hoch sein, damit es den Bestand der Gemeinde nicht gefährdet und vor allem die Geiselnnehmer dadurch nicht erst recht ermutigt werden, weitere Juden gefangen zu nehmen.

Genau zu diesem Thema hat daher vor einigen Wochen der leidgeprüfte Vater des von der Hamas entführten israelischen Soldaten Gilad Shalit um eine Entscheidung bei

Rav Eliashiv nachgefragt, wohl um mit der von ihm erhofften Unterstützung Druck auf die israelische Regierung machen zu können.

Ob es denn nicht die Pflicht des Staates Israel wäre, seinen Sohn unter allen Umständen freizubekommen, fragte er Rav Eliashiv. Es ist jedoch bekannt, dass die Hamas im Austausch für Gilad Shalit die Freilassung von 450 palästinensischen Häftlingen aus israelischen Gefängnissen fordert, die zum Teil wegen schwerer Verbrechen verurteilt sind. Rav Eliashiv wog seine Antwort lange ab, bestätigte zwar, dass die Befreiung von Gefangenen eine heilige Pflicht sei, ließ aber nichts darüber vernehmen, dass er die Freilassung der Häftlinge für verantwortlich im Sinne des Talmuds hielt.

#13
ERSCHEINT
IM FRÜHLING 09

XING

EIN KULTURMAGAZIN

NEUE ADRESSE
ABO :: XING.CURBS.AT

Suchbild auf Jiddisch ...

In jedem NU gestaltet die in Paris lebende Künstlerin Michaela Spiegel ein Suchbild mit Fehlern. Diesmal sind es sechs. Finden Sie sie!





FOTO: PETER RICAUD

Das dritte Thema

VON ERWIN JAVOR

Diesmal habe ich besonders sorgfältig reflektiert, bevor ich diese Kolumne geschrieben habe. Es ist mir nämlich aufgefallen, dass ich eigentlich immer nur über zwei Themen schreibe. Erstens darüber, was gewisse Nichtjuden den Juden antun. Zweitens darüber, was gewisse Juden den Juden antun. Da hab ich mir gesagt, ich bin doch ein denkender Mensch, objektiv, witzig, beleben, vielseitig, selbstkritisch und bescheiden, es muss doch noch ein drittes Thema geben. Und ich hatte, wie immer, recht. Nach gar nicht so langem Überlegen fielen mir sogar viele Themen ein.

Wirtschaft und Tourismus, zum Beispiel. Nehmen Sie die architektonische Umgestaltung der Wiener Innenstadt. Gerade in der Wirtschaftskrise möchte man doch glauben, dass es sinnvoll wäre die Tourismuswirtschaft zu unterstützen und nicht gleich die ganze Fußgängerzone aufzureißen und zu zerpfeifen, bis auch der mutigste japanische Tourist ohne zu fotografieren wieder abreist, und das schnell. Als Wirtschaftstreibender, denn das bin ich bekanntlich auch, halte ich das für eine kontraproduktive Strategie, die, vermutlich ohne eine Vorstellung der Umsatzprobleme und schwindenden Gewinnspannen der Geschäfte, nicht einmal mit viel wirtschaftspolitischer Fantasie als antizyklische, konjunkturstützende Investition gelten kann. Ganz abgesehen davon, dass es den Juden, die

im Café Europe sitzen, die Aussicht versperrt. Ups.

Zurück zum Tourismus, der in einem Land wie Österreich eine wesentliche Funktion in der Begründung und Erhaltung des nationalen Wohlstands spielt. Wohin man sieht auf weiter Flur, von der ungarischen bis zur Schweizer Grenze, haben wir in diesem Land unbeschreiblich schöne Berge, Seen und Gletscherspalten zu bieten, für deren Anblick Millionen bereit sind, gutes, wirtschaftsbelebendes Geld zu bezahlen. Wir können zu Recht darauf hoffen, dass die österreichische Gastlichkeit und Gemütlichkeit das Bruttonationalprodukt sicher über die Krise bringen wird, sei es dank der Touristiker in Bad Gastein, Kitzbühel, Velden oder Ebensee. Ups.

Wie dem auch sei, wäre die österreichische Tourismusindustrie nicht so professionell und erfahren, müssten in Zeiten wie diesen wohl schon viele Hotels zusperren. Im Tiroler Serfaus war das im einen oder anderen Betrieb ja schon fast ein Thema. Dann aber stellten sich einige innovative Hoteliers auf die Bedürfnisse von Spezialzielgruppen ein, und die Lokalswirtschaft ist erfolgreich belebt, seit einige Beherbergungsbetriebe sich – zumindest eine Zeit lang – auf die Bedürfnisse von orthodoxen Juden eingerichtet haben. Ups.

Verzeihung, ich war kurz unkonzentriert. Wo waren wir? Ach ja,

Tourismus. Im Ernst. Stellen Sie sich einmal vor, Österreich hätte nicht diese üppigen, natürlichen Ressourcen, die allein die Wälder darstellen! Wo würden unsere Rehe spazieren gehen? Wo die Singvögel zwitschern? Wo Strache und Co. Paintball spielen? Ups.

Entschuldigung. Ich muss einfach noch üben. Drittes Thema haben wir gesagt. Drittes Thema. Dritter Mann, Dritte Welt, dritte Zähne, drittes Lager, Drittes Reich. Ups.

Versuchen wir's mit etwas anderem. Etwas Harmlosem, Vergnüglichem. Ehmm ... Ahhh ... Ja, das ist es: Dancing Stars! Viele von uns, manche heimlich, haben sich Dancing Stars angeschaut. Wirklich schade eigentlich, dass trotz der vielen Sendezeit und der vielen Staffeln sich kaum wer an die B- und C-Promis erinnern kann, die sich so enthusiastisch abgemüht haben. Außer an Marika Lichter natürlich. Ups.

Themenwechsel! Aber welches Thema? Es muss doch irgendetwas geben, das nichts mit Juden zu tun hat! Ja, genau. Weihnachten. Da wird zwar die Geburt eines Juden gefeiert, aber wir wollen ja nicht so sein. Wussten Sie übrigens, wer das berühmte Lied „Dreaming Of A White Christmas“, die meistverkaufte Single aller Zeiten, geschrieben hat? Irving Berlin, der eigentlich Israel Isidore Beilin hieß und Sohn eines Kantors war. Also gut, ich gebe auf. Es gibt kein drittes Thema.



FOTO: PETER RICAUD

Martin Graf und die Koalition der Vergesslichen

VON MARTIN ENGELBERG

Ma Nischtanah? Was ist heute anders? Diese Frage stellen jüdische Kinder, gemäß einem viele Jahrhunderte alten Ritual, jedes Jahr zum Pesachfest aufs Neue den Erwachsenen. Was hat sich geändert – fragt man sich, angesichts der jüngsten antisemitischen Vorfälle in Österreich und der Kontroverse um den FPÖ-Nationalratspräsidenten Graf.

Eigentlich ist es sehr klar: Martin Graf hätte nie zum Dritten Nationalratspräsidenten gewählt werden dürfen, seine Gesinnung und sein Umgang war allen bekannt. Wenn jetzt vor allem die ÖVP davon spricht, sie wolle keine „Anlassgesetzgebung“, um die Abwahl Grafs zu ermöglichen, ist dies doppelter Hohn: Sie selber war es, die ja genau diesen unerfreulichen „Anlass“ herbeiführte. Indem sie Graf, gemeinsam mit der SPÖ wählte. Aber ist da wirklich etwas Neues im Gange?

Die Feststellung – so schlimm sei es in der Geschichte der Zweiten Republik noch nie gewesen – begleitet mich seit meiner Kindheit. Mitte der 70er Jahre war im Zuge der so genannten Kreisky-Wiesenthal-Affäre eine deutlich antisemitisch gefärbte Diffamierung von Wiesenthal im Gange. Da entdeckte ich bei den jüdischen Hochschülern ein Flugblatt, welches mit den Worten begann: „Derzeit beobachten wir ein noch nie da gewesenes Ansteigen des Antisemitismus.“

Die Argumentation schien mir durchgehend einleuchtend, bis ich

am Ende des Textes eine Datumsangabe aus dem Jahre 1965 fand – es muss wohl ein Flugblatt aus der heißen Zeit der Borodajkewycz-Affäre gewesen sein.

Hauptverantwortlich für die Hetze gegen Wiesenthal war jedenfalls 1975 die SPÖ. Unter Kreisky hatte sie ganz offen begonnen, das Nazi-Lager hoffähig zu machen und nahm 1970 gleich einmal vier Minister mit Nazi-Vergangenheit in die Regierung Kreisky I.

Im Jahr 1980 der nächste Höhepunkt: Bei den Präsidentschaftswahlen gewann der notorische Rechtsextremist Norbert Burger unfassbare 140.000 Stimmen. Eine große Verunsicherung in- und außerhalb der jüdischen Gemeinde war die Folge. Nur drei Jahre später erregt die Bestellung von Harald Ofner zum Justizminister große Besorgnis, da sich bekannte Neonazis auf persönliche Beziehungen zu ihm beriefen.

Mit Handschlag nahm 1985 der FPÖ-Verteidigungsminister Frischenschlager den soeben freigelassenen NS-Kriegsverbrecher Walter Reder im Namen der österreichischen Bundesregierung in Empfang und sorgte damit für den nächsten Aufruhr.

Dann, 1986: In den Diskussionen um Waldheim wurde ganz offen mit dem Anstacheln von antisemitischen und xenophoben Gefühlen Politik gemacht. Dies sei bisher in der Geschichte der Zweiten Republik einmalig gewesen, wurde festgestellt. Der Spiegel titelt 1987: „Österreichs Juden haben wieder Angst.“

Nach der Installation der schwarz-blauen Regierung berichtete Präsident Muzicant von einem dramatischen Anstieg antisemitischer Übergriffe. Der Vorstand der jüdischen Gemeinde tagte in einer Dringlichkeitssitzung. Die Anspannung war mit Händen zu greifen. Tenor der Sitzung wardie Frage: Ist 2000 gleich 1938? Sollten die Mitglieder der Gemeinde rechtzeitig zum Verlassen des Landes aufgefordert werden?

Der schrille Alarm Muzicants – damals wie heute – hat vor allem mit seinem Amtsverständnis als Präsident der jüdischen Gemeinde zu tun bzw. entspricht seinem persönlichen Stil. Er weiß damit aber auch einen beträchtlichen Teil der jüdischen Gemeinde hinter sich. Was ist heute anders?

Österreich tat sich immer schon schwer mit einem Bekenntnis zu seiner Mitbeteiligung an der Shoah und einer klaren Abgrenzung gegenüber alten und jungen Nazis. Es ist einfach ein Faktum, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil der Österreicher mehr oder weniger starke antisemitische Gefühle aufweist. Der Prozentsatz variiert im Wesentlichen nur durch die Art der Fragestellung, nicht jedoch – wie oft gehofft – im Verlauf der Zeit. Dementsprechend verlockend ist die Versuchung, mit den antisemitischen Gefühlen in der Bevölkerung Politik zu machen. Die FPÖ macht dies jetzt ganz offensichtlich; aber die ÖVP und die SPÖ immer wieder ebenso. Daher die Frage: Ma Nischtanah?



Gut zu wissen.

Volles Programm seit 1703

WIENER ZEITUNG Gut zu wissen

www.wienerzeitung.at ÖSTERREICHISCHE TAGESZEITUNG SEIT 1703 Montag, 10. März 2008 Nr. 044 € 1,00

	<p>Schöne Seite des Lebens</p> <p>Genießen Sie als Abonnent jeden Freitag die Farbbeilage Wiener Journal.</p> <p><small>Das Journal Chronik - Seite 13</small></p>	<p>Unterhaltung und Kultur</p> <p>Vier große Seiten informieren Sie über das Wann, Wo und Wie in Österreich.</p> <p><small>Wirtschaft - Seite 16</small></p>	<p>Das Extra am Wochenende</p> <p>Anspruchsvoller Lesestoff mit Interviews und Reportagen am Samstag.</p> <p><small>Wochenblatt - Seite 11</small></p>	
--	---	---	---	--

Aktuell

Die Welt

In China soll ein für die Olympischen Spiele im August geplantes Terrorterroranschlag verhindert worden sein. **Seite 10**

Serbien Regierung ist an Streitigkeiten über den Kosovo geschickert. **Seite 10 und 12**

In Malaysia hat die Regierungskritik eine schwere Machtkämpfe erlebt. **Seite 10**

Ways Dine ist wieder da - viele: Umstände ihres Verschwindens bleiben mehr als rätselhaft. **Seite 11 und 12**

In der Showwelt werden viele neue Jobs geschaffen, die Gehälter stagnieren. **Seite 16**

.....

Österreich

Südmittelmeer im Fall der in Überdarmstadt - verschickten Südpolsteine wurde am Sonntag ein dringender Tatverdacht festgestellt. **Seite 13**

Ex-Kripo-Chef Götter heißt bei der Wiedereinstellung seinen Prozess auf Freispruch. **Seite 13**

Tschechows „Jüdisches“ bis eine in St. Pölten eine Inzidenz in Preisen. **Seite 14**

Der TV-Sender Austria 8 will mit neuem österreichischen Programm punkten. **Seite 19**

Benjamin Ratzel hat seine letzte Chance auf den Gewerkschaft verpasst. **Seite 23**

Salzburg stärkt in letzter Sekunde an die Spitze der Fußball-Bundesliga. **Seite 24**

Programmheft **Seite 17-20**

Witze **Seite 24**

.....

Kommentare

Andreas Linschberger: Die SPÖ

Volles Programm: Seit 1703 die Tageszeitung für Österreich

- Umfassende und objektive Information über Politik.
- Exklusive Berichte aus der Wirtschaft.
- Die meisten Rezensionen von Kulturveranstaltungen.



Wien/St. Pölten. (jedi) Die Landtagswahlen in Niederösterreich haben mit einer Überraschung abgeschlossen. Landeskanzlermann Erwin Pröll konnte die absolute Mehrheit der ÖVP in Niederösterreich auf 54,3 Prozent (2003 waren es 51,3 Prozent) ausbauen. Für die SPÖ und ihre Spitzenkandidatin Beate Marelle Ombitz hatte sich schon am Nachmittag ein Defizit abgezeichnet. Schließlich verlor sie gegenüber der letzten Wahl 6 Prozentpunkte. Die SPÖ fuhr mit 25,6 Prozent das schlechteste Ergebnis in Niederösterreich seit 1945 an.

Ombitz' Protest gegen die Bundesregierung' mit 19 Prozent der am schlechtesten gestimmten Entscheidungsträger für die Bundesregierung war, können nur allein die SPÖ die schlechte Abschnitte nicht nur mit der Landespolitik erklären, sondern Ministerpräsident Peter Pilz.

Pilz bezeichnete seinen Wahlverloren in einem ersten Reaktion als „Lehrer-Komplexioner“ selbst für das Land“. Zugleich sprach er aber auch von einem „Fingerring an den Rand, der da unten, „Arbeitsmarkt erwecken“ Es sei eine Bundeskanzler Alfred Gusenbauer



4 Wochen gratis testen:

E-Mail an testleser@wienerzeitung.at oder telefonisch unter 0810 0810 99

www.wienerzeitung.at



FOTO©: PETER RIGAUD

Wird Martin Graf unser Oberrabbiner?



FOTO©: PETER RIGAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: In deinem Kommentar im NU behauptest du, dass alle Themen mit uns Juden zu tun haben. Ich mag das aber nicht. Immer der hendlbrüstige Kasperl Strache, der sich im Comic als Superman darstellen lässt. Es ist schon genug damit. Kennst du nicht irgendeinen neuen Witz und bitte keinen mit Juden?

Javor: Gerne, gerne. Treffen sich zwei Chinesen. Sagt der Kohn zum Grün ...

Menasse: Jetzt hör aber auf. Kannst du nicht einmal vernünftig bleiben. Reden wir zum Beispiel einmal über die diversen österreichischen Spione, die letztthin enttarnt worden sind. Von Schulmeister über Molden bis Zilk. Lauter junge verwegene Burschen.

Javor: Das mit Zilk hat echte Substanz. Dagmar Koller hat ihn gebeten auf Spion zu machen, weil sie eine Rolle als „Bond-Girl“ verkörpern wollte. Sozusagen Mata Hari aus Kärnten.

Menasse: Ja, so ist es. Hier bei uns schauen sie alle immer ganz anders aus. Ursula Andress heißt es draußen, Dagmar Koller hierzulande, George Clooney oder Brad Pitt anderswo, Stracherl in Österreich, da kann man nur sagen: Es lebe der kleine Unterschied.

Javor: Jetzt bist es aber du, der wieder den Strache ins Spiel bringst. Übrigens die beiden, Koller und Strache, verbindet was: Beide haben es mit dem Kreuz.

Menasse: Der Strache hat das Kreuz ja nur ins Publikum gehalten, weil er die

Vampire vertreiben wollte. Ob so einer dann auch Knoblauch aufhängt?

Javor: Knoblauch sicher nicht. Das ist doch ein Symbol für uns Juden. Du kennst doch die Propaganda von denen: „Knoblauch und Weihrauch regieren die Welt.“

Menasse: Was sagst du übrigens zum Ausgang der EU-Wahl?

Javor: Das Ergebnis war zu erwarten – und daher sind jetzt alle total überascht.

Menasse: Stimmt. Obwohl alle Oberlehrer des Landes zur Wahl aufgerufen haben, ist kaum einer hingegangen.

Javor: Das BZÖ ist ganz schön abgestunken. Die können nur in Kärnten gewinnen. Dort ist ihr Erfolgsrezept, dass sie die Heimatpartei sind. Kärnten gegen den Rest der Welt.

Menasse: Das wäre überhaupt eine Idee. Jedes Bundesland hat seine eigene Partei und man könnte sich die Landtagswahlen ersparen. In Niederösterreich heißt sie „ÖVP for ever“, in Wien „Rot bis in den Tod“ und die anderen müssen sich halt auch was einfallen lassen.

Javor: Die Oberösterreicher kriegen den Stracherl, weil sie so bieder national sind, die Salzburger haben ihre Mozart-Partei, in Tirol dürfen sie die Andreas-Hofer-Zukunftsgruppe einrichten und die Vorarlberger werden ausgeschieden, weil sie „too small for the parliament“ sind.

Menasse: Bleiben die Steirer mit der „Wir-sagen-stets-das-Gegenteil-Partei“ und die Burgenländer mit der Gruppe „Der Rotwein macht uns Rotsein“. Was das Geld erspart, wenn wir nicht mehr wählen müssen. Und alle diese dummen, nichts sagenden Scheinargumente.

Javor: Ja, so wie der Slogan vom Stracherl gegen die Aufnahme Israels in die EU.

Menasse: Der war ungefähr von der gleichen Qualität wie die Forderung: „Nein zu Muzicants Beitritt bei der Burschenschaft Olympia.“

Javor: Oder „Nein zu Martin Graf als Oberrabbiner“.

Menasse: Die beiden wollen sich ja angeblich versöhnen, Graf und Muzicant.

Javor: Ja, aber nur, wenn Graf der Forderung von Muzicant nachkommt, aus der Burschenschaft auszutreten.

Menasse: Das verweigert er sicher. Dann würden ihn doch nicht die ganze ÖVP und die halbe SPÖ wieder zum Nationalratspräsidenten wählen.

Javor: Ach wie schön, dass wir es endlich geschafft haben, beim Dajgezzen vollkommen ohne Politik und jüdische Themen auszukommen.

** dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*

KOMMENTAR



Avigdor Lieberman Außenminister? Vollkommen logisch!

VON MARTIN ENGELBERG

Bei Erscheinen dieser Ausgabe von NU wird Avigdor Lieberman als Außenminister von Israel sein. Groß ist schon jetzt das Interesse darüber: Wie ist das möglich? Sichert sich Israel nicht mehr zum sein? Immer? Wie soll es da zu einem Frieden kommen? Natürlich ist Liebermans Einzug vor allem eines vollkommen logisch. Warum? Mit Lieberman verhält es sich so wie mit allen Populären. Sie haben in vielen Dingen recht und sprechen weltfremde die heftigsten politischen Probleme an. Werden sie in die politische Verantwortung einbezogen und berechnen stabile demokratische Strukturen, scheitern Populisten entweder völlig – oder wandeln sich zu „normaler“, manchmal doch sehr effektiven, Politikern.

gang mit den Palästinensern. Arafat verpörrte sich jedem Kompromissvorschlag. „You have been here fourteen days and said no to everything“, warnt Bill Clinton. Keine nachher vor. Ariel Sharon entwickelte dann eine neue Strategie: den Versuch der räumlichen Trennung zwischen Israelis und Palästinensern mittels der berüchtigt gewordenen Grenzmauern und der Räumung von Gaza. Die Palästinenser brachten auch diesen Weg zum Scheitern, indem sie den Süden Israels mit Raketen beschossen.

In der Zwischenzeit ist der israelisch-palästinensische Konflikt noch viel komplexer geworden. Inzwischen gibt es eine klare Spaltung zwischen der sekulären palästinensischen Führung einstellten und fast nur noch die Auswirkungen der globalen Wirtschaftskrise beklagen. Ist jetzt nicht alles klar? In welchem anderen Land dieser Welt werden sich Menschen angesichts dieser Bedrohungsgefahr und der ungelösten Komplexität der Umstände nicht nach Palästina versetzen, die – zumindest scheinbar – klare und einfache Antworten haben?

Avigdor Lieberman sieht genau dafür sowie für das in Israel stark zunehmende Gefühl, bereits genug Anstrengungen für eine friedliche Lösung gemacht zu haben. Schlussendlich spricht Lieberman – als bisher einzige Politiker Israels – ganz direkt die Probleme der arabischen Minderheit in Israel an – also jener Araber, die die arabischen, christlichen

NU-Mitherausgeber Martin Engelberg macht Karriere als Kommentator. Seine Analyse zur Wahl des israelischen Außenminister Avigdor Lieberman (NU 35/09) erschien kurz nach Erscheinen am 4. April 2009 als Gastkommentar in der Presse.

Samstag, 4. April 2009 MEINUNG Die Presse 31

Werte, nicht nur Wertberichtigung

Avigdor Lieberman Außenminister?

VON MARTIN ENGELBERG

Avigdor Lieberman hat eine tolle Aufgabe. Er ist Außenminister von Israel. Das ist eine tolle Aufgabe. Er ist Außenminister von Israel. Das ist eine tolle Aufgabe. Er ist Außenminister von Israel. Das ist eine tolle Aufgabe.

Und falls Ihnen Engelbergs Kommentar in dieser Ausgabe bekannt vorkommt, ist das kein Wunder. Er erschien nämlich in einer etwas längeren Version vorab am 30. Mai in der Tageszeitung „Der Standard“. Engelberg wurde dort als „Coach, Psychoanalytiker und Unternehmer, außerdem Mitherausgeber der Zeitschrift NU“ vorgestellt. So viel Medienpräsenz erfüllt uns natürlich mit großem Stolz.

31 DER STANDARD KOMMENTAR DER ANDEREN SA-So, Mo, Di, Mi, Do, Fr, Sa, So, 1. Juni 2009

Martin Graf und die Koalition der Vergesslichen

Wie glückselig ist die unvollständige Rechnung über die Verluste der Pöbelklientelkommissionen? Der Autor hat in Österreich tatsächlich ein solches mit sich genommen. Zusammenfassung ...

Engelberg und Erwin Javor über Israel nach den Wahlen • Im Gespräch: Österreichs Israel-Botschafter Michael Rendi • Eric Frey über den Fall Madoff und die Folgen

Ausgabe Nr. 35 (1/2009) Nisan 5769 € 3,- www.nu.at



Neue Serie Jüdisches Handwerk in Wien: NU porträtiert jüdische Geschäftsleute wie etwa den Schuster David Malajev

NU 35/09
Wie erwartet und erhofft sorgt Helene Maimanns neue Kochkolumne für regen Widerspruch unter unseren Lesern.

The article on matzoh astounded me, („Sieben Tage sollt ihr ungesäuertes Brot essen“). I found the article lacking in emotional attachment, especially to one of the most important elements of Passover. Passover is NOT a holiday where it is possible to „rejoice in freedom“ and count calories. Using oil in matzoh balls is simply impossible – can you picture my grandmother, mother of 11 children, standing in the kitchen measuring spoonfuls of oil instead of putting in as much rendered chicken fat as she thought she needed? Passover is a high cholesterol, calorie fat-imbibing holiday, if you are celebrating it partly in memory of things past, and not simply going through the motions of a Seder. You simply must not count the number of eggs you use in order to make light fluffy cakes. And although there could be family arguments about whether or not matzoh balls should be hard or soft, here is my mother’s mother’s recipe, and, consequently, mine. I’m an American, but the sentence, that the „Amis, die ein Faible für XX-Lage haben, lieben die extregroß-en Mazzo-Balls“, is a generalization, and

not a „truth“. And the instruction that they shouldn’t be warmed up in the soup is also a generalization. Our family’s matzoh balls are cooked in salted water, cooled and stored in the soup, and I always freeze complete portions for later. I assume that when I can’t move around the kitchen, one of my children will carry on with this tradition:

Ingredients: 5 eggs, beaten, 5 tablespoons of chicken fat beaten into the eggs; salt, pepper, and a cup and a bit more of matzoh meal, added to make a fairly stiff dough. Overnight (covered) in the refrigerator. Next day, form balls (mine are smaller than golf balls); drop them into salted boiling water, and cook, without a lid, for about 25 minutes. (Test one to be sure). Remove from the water, let cool, and then store in the soup. This recipe makes about 20 matzoh balls.

A 72-year-old passionate cook, Linda

PS. I beg chicken fat from the kosher butcher on the Karmeliten Markt, and to render it (say, one kilo), put it into a pot, slice at least one onion, turn on a low, low, light (and the exhaust fan) and let the fat melt, and turn golden, (adding salt and pepper), and, if I’m lucky, ending up with disgustingly unhealthy delicious „gribines“ to nibble on while doing other chores. Chag Sameach for next year, too!

NU findet sich auch in Berlin:

Lieber Herr Menasse, ich komme soeben aus Berlin, wo ich wieder Material für mein Buch gesichtet habe. Aus diesem Grund war ich auch im Haus der Wannsee-Konferenz, um mir Tipps von der Leiterin der Joseph-Wulf-Bibliothek zu holen. Es wird Sie sicherlich freuen zu hören, dass Ihre Zeitschrift NU in dieser Bibliothek ausliegt!

Liebe Grüße, Susanne Krejsa

DIE AUTORINNEN DIESER AUSGABE VON A BIS Z



Martin Engelberg

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirt-schafter, Psychoanalytiker, Coach und Con-sultant. Er ist im Schnittbereich Politik/ Psychoanalyse und Wirtschaft/Psycho-analyse tätig.



Erwin Javor

Der NU-Herausgeber und ständige Kolumnist ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen.



Mary Kreutzer

ist Politikwissenschaftlerin und Publizistin mit den Schwerpunkten Nationalsozialismus und Antisemitismus, Menschenrechte, Ent-wicklungspolitik und Flucht. Sie ist u. a. Trägerin des Concordia Publizistik-preises (Kategorie Menschenrechte).



Sophie Lillie

studierte Kunstgeschichte in den USA. Von 1995 bis 2001 war sie für die Israelitische Kultusgemeinde im Bereich Restitution tätig. Seit 2001 freie Provenienzforscherin. Sie lebt und arbeitet in Wien.



Helene Maimann

Die Historikerin, Autorin und Filmemacherin unterrichtete und forschte in den Achtziger Jahren an den Universitäten Wien, Salzburg und Linz und arbeitet seit 1991 als Redak-teurin des ORF.



Peter Menasse

Der NU-Chefredakteur war Handelskauf-mann, Kolumnist in der Stadtzeitung Falter und Pressesprecher von Caspar Einem und ist seit 1999 geschäftsführender Gesellschaf-ter der PR-Agentur communication matters.



Rainer Nowak

Der ständige NU-Mitarbeiter ist Journalist bei der Tageszeitung „Die Presse“. Der Vater zweier Töchter leitet das Chronik-Ressort und ist gemeinsam mit Christian Ultsch für die „Presse am Sonntag“ verantwortlich.



Thomas Schmidinger

Der Politikwissenschaftler und Sozial- und Kulturanthropologe studierte Arabisch, Tür-kisch und Spanisch in Kairo, Tunis, Istanbul und Guatemala und ist Lehrbeauftragter am Wiener Politikwissenschaftsinstitut.



Danielle Spera

Das NU-Gründungsmitglied ist ORF-Journa-listin und Moderatorin. Sie studierte Publi-zistik- und Politikwissenschaft (Dr. phil.), u.a. Autorin des Buches „Hermann Nitsch – Leben und Arbeit“.



Michaela Spiegel

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Barbara Tóth

Die stellvertretende NU-Chefredakteurin studierte Geschichte und Publizistik. Sie schreibt für den „Falter“ und die „Basler Zei-tung“. Buchautorin, u.a. „Karl von Schwar-zenberg. Die Biografie“.



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/531 77-583

Bank Austria (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/531 77-583. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro. NU ist zudem in den Buchhandlungen Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien, und Anna Jeller, Margaretenstraße 35, 1040 Wien, zu erwerben.

Redaktion:

Irene Brickner, Martin Engelberg, Eric Frey, Jacqueline Godany (Fotos), Nina Horaczek, Erwin Javor, Michael Kerbler, Richard Kienzl (Art Direktion), Christian Kollmann, Margaretha Kopeinig, Mary Kreutzer, Michael Laczynski, Danny Leder, Sophie Lillie, Helene Maimann, Cornelia Mayrbäurl, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Berthold Molden, Fritz Neumann, Rainer Nowak, Christian Ortner, Anita Pollak, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Hanna Ronzheimer, Thomas Schmidinger, Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Regina Strassegger, Petra Stuber, Barbara Tóth (Chefin vom Dienst), Thomas Trenkler, Herbert Voglmayr.

Satz & Layout:

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien www.wienerzeitung.at

Druck:

Leykam Druck GmbH&CoKG, 7201 Neudörfel, Bickfordstraße 21

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn du nicht darüber reden willst, lasse ich dich in Ruhe.“)